

Ethische Rundschau

Monatsschrift

zur Läuterung und Vertiefung
der ethischen Anschauungen und
zur Förderung ethischer Bestrebungen

Herausgegeben von Magnus Schwantje



Das Mitleid ist die alleinige echt moralische Triebfeder. — Die von mir aufgestellte moralische Triebfeder bewährt sich als die echte.....dadurch, daß sie auch die Tiere in ihren Schutz nimmt.

Arthur SCHOPENHAUER



Es sollte uns fortan einzig noch daran gelegen sein, der Religion des Mitleidens, den Bekennern des Nützlichkeitsdogmas zum Trotz, einen kräftigen Boden zur neuer Pflege bei uns gewinnen zu lassen.

Richard WAGNER

II. Jahrgang, 10. Heft.

Oktober 1913.

Inhalt:

Schopenhauer in seinen vier Wänden.

Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. Von Lucia Franz.

Zwei preisgekrönte Schriften über die Einschränkung der Vivisektion. Von Magnus Schwantje.

Schriften-Besprechungen. Von Willibald Kirsten, Dr. Josef Müller, M. Ernst und Alfred Spörr.

Kleine Aufsätze und Berichte. Von Pfarrer Bruns, Clara Ebert und Magnus Schwantje.

Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

Im Verlage des Herausgebers, Berlin W.15, Düsseldorf Straße 23.

Auslieferung für den Buchhandel bei Louis Abel, G. m. b. H., Berlin SW. 19.

Preis des Jahrgangs 5 Mark, des Heftes 50 Pf.

Die **Ethische Rundschau** kann für 5 Mark jährlich bezogen werden:

1. durch Beitritt zur „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ in Berlin (siehe die untenstehende Notiz),
2. durch Bestellung vom Herausgeber,
3. durch Bestellung von einer Buchhandlung.

Die **Ethische Rundschau** erscheint zwischen dem 12. und dem 20. Tage des Monats.

Der 2. Jahrgang wird aus 11 Heften bestehen, von denen 2 je 32 Seiten, die andern je 24 Seiten umfassen werden.

Ein Probeheft und einen Prospekt über die E. R. sendet der Herausgeber kostenfrei.

Jedem Bezieher der E. R. liefert der Herausgeber auf Bestellung gern mehrere Probehefte und eine grosse Anzahl des Prospektes zur Weitergabe an Freunde ethischer Bestrebungen.

Der Herausgeber empfiehlt den Schriftstellern, welche Aufsätze in der E. R. zu veröffentlichen wünschen, aber von ihm nicht um Mitarbeit gebeten worden sind, ihm zunächst den Inhalt der Aufsätze genau anzugeben und ihm die Manuskripte nur dann zu senden, wenn er sie darum bittet.

Die Prüfung von Manuskripten, um deren Einsendung der Herausgeber nicht gebeten hat, kann in der Regel erst nach Monaten erfolgen. Für die Rücksendung solcher Manuskripte übernimmt der Herausgeber keine Verantwortung.

Die **Ethische Rundschau** ist die **Vereins-Zeitschrift** der „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ in Berlin W 15, Düsseldorf Strasse 23. (Mitglieds-Beitrag mindestens 5 Mark.) Für den Inhalt der Zeitschrift ist jedoch nur der Herausgeber, nicht der Vorstand verantwortlich.

Alle Mitglieder erhalten die **Ethische Rundschau**. Ferner liefert die Gesellschaft allen Mitgliedern zahlreiche andere Schriften. Ein Verzeichnis dieser Schriften und eine Probesammlung ihrer Flugblätter versendet die Gesellschaft kostenfrei.

Wenn ein Abonnent der **Ethischen Rundschau** seinen Beitritt zur „Gesellschaft“ erklärt, so wird auf Wunsch der dem Herausgeber für die Zeitschrift gezahlte Betrag als Mitglieds-Beitrag dem Verein überwiesen; das neue Mitglied erhält dann sogleich die in Abteilung I des Schriftenverzeichnisses genannten Broschüren und Flugblätter kostenfrei. Wenn die Zeitschrift durch eine Buchhandlung oder zu einem ermäßigten Preise durch einen Verein bestellt worden ist, sind jedoch 3 Mark nachzuzahlen. Der nächste Jahrgang wird dann durch die Gesellschaft direkt geliefert werden.

Die unterzeichnete Gesellschaft ist bereit, an Bibliotheken, Lesehallen, Kaffeehäuser, Speisehäuser, Sanatorien usw. den 2. Jahrgang der **Ethischen Rundschau** zum Preise von 3 M. zu liefern. Die Leser, welche wünschen, daß die neue Zeitschrift schnell in weiten Kreisen bekannt werde, bitten wir daher, uns einen Betrag zu zahlen für die Versendung der E. R. an eine oder mehrere Leseanstalten. — Wenn bei der Bestellung nicht die Adressen, an welche die E. R. zu senden ist, angegeben werden, so nehmen wir an, daß der gütige Besteller die Auswahl der Leseanstalten uns überläßt. Im Voraus danken wir bestens für diese Förderung unserer Bestrebungen.

Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen.

Berlin W 15, Düsseldorf Straße 23.

Schopenhauer in seinen vier Wänden.

Erinnerungen aus meiner Jugendzeit.

Von Lucia Franz, geborenen Schneider, in Frankfurt am Main.

ooo

Nachdruck verboten.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die folgenden Erinnerungen an Schopenhauer, deren Veröffentlichung ich schon in dem Bericht über die letzte Versammlung der Schopenhauer-Gesellschaft (in Heft II/6) ankündigte, werden hier zum ersten Male vollständig abgedruckt, nachdem die „Frankfurter Zeitung“ sie in gekürzter Form veröffentlicht hat.

Die Mitteilungen der Frau Franz sind sehr wertvoll für die Erkenntnis des menschlichen Charakters Schopenhauer's; besonders deshalb, weil sie uns von der Kinderliebe des großen Mannes Kunde geben, von der bisher fast nichts bekannt geworden ist. Freilich ließ schon die große Tierliebe Schopenhauer's vermuten, daß der Meister auch ein Kinderfreund gewesen sei; denn Tierliebe und Kinderliebe sind eng mit einander verwandt. Aber daß Schopenhauer, der so ungemein unter dem Lärm litt, auch während der ernstesten Arbeit, welche die strengste Gedanken-Konzentration erforderte, eine Schar Kinder in seiner Wohnung herumtoben ließ und sie so gütig behandelte, daß sie trotz dem Verbot der Eltern, ihn zu besuchen, sich immer wieder zu ihm hingezogen fühlten, das haben gewiß auch genaue Kenner des Lebens Schopenhauer's bisher nicht erwartet.

ooo

Alle Welt spricht und schreibt über Schopenhauer. Wehe, wer Anspruch auf Bildung macht und nicht seine Werke gelesen hat, oder mindestens ein Zitat daraus zum Besten geben oder über seine Werke disputieren kann! Und doch kennt ihn keiner so genau wie ich, die während seiner letzten Lebensjahre um ihn herum war und ihn qualvoll leidend als einen armen, einsamen, verlassenen Menschen sah, als sein Leben erlosch.

In meinen Kinderjahren wohnten wir an der Schönen Aussicht Nr. 16 am Main. Eigentümer des Hauses war Herr Zachariä Wertheimer. Mein Vater hatte den ersten Stock inne. Im Parterre war unser Geschäft; als mein Vater es aufgab, vermietete er es, da unser Kontrakt auf zwölf Jahre lautete, an Schopenhauer. Das Parterre war in zwei Teile geteilt. Rechts befand sich die Weinhandlung von Voltz & Eberle, links eine Wohnung.

Wir waren fünf wilde Kinder. Unsere englische Gouvernante konnte uns nicht bändigen. Eines Tages spielten wir gerade so schön Zirkus Renz; meine Wenigkeit, „Kätchen Renz“, tobte über Stühle und Tische, meine Brüder als Jockeys mit der Peitsche hinter mir her. Ver zweifelte Rufe unserer armen Miß! Alles half nichts, wir waren aus Rand und Band. Da öffnet sich die Tür, mein Vater steht vor uns und sagt: „Seid ihr toll, was geht hier vor?“

Jammernd erzählt Miß, wie trotz allem Zanken und Befehlen wir nicht auf sie gehört hätten. „Nun gut“, sagt mein Vater, „wehe, wer sich jetzt noch muckst! Sofort hole ich den Schopenhauer herauf, der mag euch Bande mit seinem Stock zur Raison bringen. Gut, daß er eben unten einzieht. Wehe, wenn der euch erwischt!“

Das war das erste Mal, daß ich den Namen Schopenhauer hörte. Totenstille herrschte einen Augenblick. Dann ging ein Fragen los, wer denn dieser Schopenhauer sei. Papa beschrieb ihn uns: Ein kleiner, mürrischer alter Herr, mit langen, grauen Haaren, einem großen Schlapphut und einem dicken Stock. Mit dem Stock könnten wir nächstens Bekanntschaft machen, wenn wir so tollten. Und wir sollten ja dem Herrn aus dem Wege gehen. Der verstehe keinen Spaß und wolle nichts von Kindern wissen. Kaum war Vater fort, so hockten wir alle zusammen, und ich fürchtete mich sehr vor dem Mann mit dem Stock. Meine Brüder freilich, die prahlten jetzt vor mir: „Soll nur kommen, den hauen wir auch!“ Und einer meinte verächtlich: „Schopenhauer heißt er, wahrscheinlich weil er viel Schoppen haut!“ Dabei machte er die Bewegung, als tränke er.

Mama war sehr aufgebracht darüber, daß der Vater gerade an Schopenhauer vermietet habe, der nebenan bei Dr. Juchho jahrelang gewohnt hatte, und von dem sie schon viel

Unerfreuliches gehört hatte. Auch daß Schopenhauer einmal von einer Frau wegen angeblicher Körperverletzung verklagt worden war, hatte sie vernommen. „Das giebt ein Unglück“, sagte sie, „bei unseren wilden Rangen diesen zornigen, gewalttätigen Mann!“ Vater nahm Partei für Schopenhauer. Mutter sagte: „Er hat eine Frau geschlagen, er wird auch unsere Kinder prügeln!“ „Recht“, sagte mein Vater, „da werden sie vielleicht artiger!“ Durch den Streit der Eltern wurden wir erst recht verängstigt und hielten Schopenhauer für einen richtigen „Butzemann“, zumal da es bei der geringsten Unart immer hieß: „Holst emal den Schopenhauer herauf!“ So wurde er, ohne eine Ahnung davon zu haben, unser Erzieher; ein besserer als die gute Miß Bethie.

Eines Tages, es war ein kalter Wintertag, sollten wir unsere tägliche Promenade mit dem Fräulein machen. Ich bekam einen weißen Pelzmantel und Mütze und Müffchen an und sah darin, wie Vater sagte, aus wie ein kleiner Eisbär. Kaum waren wir unten angelangt, da fiel der Miß ein, daß sie etwas vergessen hatte. Sie ließ mich allein stehen. Da hörte ich von der Straße lautes Bellen. Die Tür wurde aufgestoßen, und ein großer Hund sprang an mir hoch und stellte seine Pfoten auf meine Schulter. Ich schrie so laut, daß alles zusammenlief. Von der Straße kam schlürfend, schimpfend ein kleiner alter Mann und erhob den Stock. Ich dachte, er wolle mich schlagen, aber es galt nur dem Pudel, der immer noch an mir in die Höhe sprang. Ich war nicht zu beruhigen; und als die Miß kam, sprach der alte Mann, es war Schopenhauer, im reinsten Englisch mit ihr und entschuldigte sich wegen seines Pudels. Auch eine alte Frau kam und brachte mir einen Apfel und sagte immer, ich solle mich doch nicht so fürchten, der Hund würde niemand etwas tun; aber ich heulte immer weiter, und zornig ging Schopenhauer in seine Wohnung. Mama war außer sich, als sie hörte, daß der Hund mich beißen wollte und Schopenhauer nach mir den Stock gehoben, bis Papa es ihr widerlegte, und da beruhigte sie sich auch.

Als ich am anderen Tag aus der Schule kam, hieß es, Herr Dr. Schopenhauer habe durch die Haushälterin eine kleine Puppe für den Schrecken, den ich ausgestanden, geschickt, und der Attentäter solle mir ein schönes Pfötchen geben. Nun hieß es, ich solle mit Miß Bethie hinunter und mich bedanken. Aber ich weinte und wollte lieber die Puppe nicht haben; aber es half alles nichts, ich mußte gehorchen.

Als wir, ich zitternd, unten ankamen, saß Schopenhauer an seinem Schreibtisch; — ich habe ihn fast immer nur an dem Tisch, schreibend, lesend, schlafend, essend gesehen. Wir mußten

ein paar Mal anklopfen, niemand hörte uns; endlich öffnete die Haushälterin, die alte Frau Christiane Schnepf, und sagte: „Herr Schopenhauer ist sehr schwerhörend, spricht recht laut!“ „Beg your pardon“, sagte Miß; sie sagte es drei Mal, bis er herumfuhr und uns ganz verstört und wild ansah. Ich schrie wieder vor Schrecken auf, aber reichte doch zitternd mein Händchen hin und dankte mit den Worten, die man mir oben gesagt hatte. Da wurde er etwas freundlicher, zupfte mich an meinen Locken und fragte mancherlei. Sein finsternes Gesicht war für mich sehr häßlich und selbst durch sein Lächeln nicht verschönert: die große Nase, der breite, fest zusammengekniffene Mund, die buschigen Augenbrauen, das graue, wirre Haar, das ihm ins Gesicht fiel, — alles war unschön und für mich abschreckend. Mit Miß sprach er längere Zeit englisch, und die schwärmte später und sagte immer: „Schopenhauer is a Gentleman.“ Nachher mußte Atma, der Pudel, mir Pfote geben, und Schopenhauer ließ ihn viele Kunststücke machen. Später, wenn er gut gelaunt war, baten wir ihn immer darum. Draußen führte uns die alte Frau durch die Küche, die niemals benutzt wurde, in ihr Reich: ein Stübchen, das nach dem Hofe zu ging und in dem sie mit dem Pudel hauste und für sich und ihn kochte. Denn Schopenhauer aß im Englischen Hof und nahm abends nur Tee und kalte Küche.

Jetzt will ich mal ein bischen von Atma erzählen. Niemals habe ich ein solch gelehriges, treues Vieh angetroffen. Ein Hund mit Menschenverstand, mit dem man sprechen konnte wie mit einem Menschen. Zuweilen sagte auch Schopenhauer zu ihm: „Mensch“, aber nur wenn Atma nicht artig war. Es gab für Atma drei Körbchen: eins für den Metzger, eins für den Bäcker, eins für das Kolonialgeschäft. Wenn er etwas holen sollte, legte die alte Frau einen Zettel und Geld in den Korb; dann trottete Atma fort, und niemand durfte ihn begleiten. Ich wollte einmal mit; da blieb er hartnäckig stehen, oder er galoppierte so schnell, daß ich nicht mitkommen konnte. Ich hätte es niemand geraten, ihn anzugreifen, wenn er zum Einkaufen ging. Die Geschäftsleute in der oberen Fahrgasse kannten ihn alle. Der Bäcker wohnte in der Fischergasse, den fand er auch immer richtig. Stolz brachte er seine Einkäufe heim und wurde dann belohnt. Oft lief er drei bis vier Mal, bis er alles zusammen hatte. Immer brachte er die Sachen schön nach Hause; und als ihn einmal ein paar Köter anfielen, stellte er sein Körbchen hin, biß sich mit ihnen herum und kam stolz, wenn auch zerbissen, mit seinem Korbe heim. Stolz trug er auch seines Herrn Hut und Stock, öffnete sich selbst die Tür und ging auch wieder

hinaus, wenn Schopenhauer „Naus!“ rief. Wie oft standen wir Kinder mit dem Hunde an der Fahrgasse oder standen oben auf dem Balkon; und sahen wir dann Schopenhauer kommen, so liefen wir gewiß hinunter und spazierten mit ihm hinein in die Wohnung.

Manchmal kam Schopenhauer sehr wütend heim, sah uns nicht an und gab uns nicht die Hand, — wir waren Luft für ihn; da war er aber auch Luft für uns, und wir schenkten unsern Besuch der Haushälterin und Atma. Meistens aber war er sehr nett. Zuweilen fragte er uns von der Schule, und als einmal meine Brüder etwas auf der Prüfung hersagen sollten („Der Handschuh“ von Schiller), da schrie und deklamierte Schopenhauer mit ihnen und rief immer, indem er herumfuchtete: „Mehr Pathos, mehr Pathos!“ Ich sagte ihm einmal mein englisches Gebet, vielmehr leierte es her; da fragte er mich: „Weißt du auch, wie es deutsch heißt?“ „Nein“, sagte ich, „ist nicht nötig, der liebe Gott kann englisch“. Lachend hat es Schopenhauer meinem Vater erzählt und sich darüber amüsiert. Oft fragten wir ihn, ob wir uns ein Buch aus seiner Bibliothek holen dürften, und immer erlaubte er es, oder holte es selbst; aber wir wollten nur solche mit Bildern.

Bald wurden wir immer dreister, kamen täglich, eins oder das andere; wir stiegen sogar zuweilen, um es kurz zu machen, über das kleine Balkönchen direkt ins Fenster. Wir durften halt unten alles tun und lassen, weder Schopenhauer noch die alte Frau wehrten uns. Ich glaube, wir waren oft bei ihm, ohne daß er Notiz von uns nahm; namentlich, wenn er schrieb, sah er niemals auf. Stundenlang saß ich mit Atma im Arm auf dem Fenstertritt und beschaute mir den Mann, vor dem es mir noch immer heimlich gruselte. Der Fenstertritt war auch die einzige Sitzgelegenheit, da Stühle, Tisch und Sofa über und über mit Büchern und Zeitschriften bedeckt waren. Wenn er so am Schreibtisch gestikuliert, sich mit den Händen durchs wirre Haar fuhr, auf die Tischplatte schlug, mit den Zähnen knirschte, seinen Mund nach allen Seiten bewegte, an seiner Schreibfeder kaute, verwandten Atma und ich keinen Blick von ihm. O Schopenhauer, wenn du wüßtest, daß diese kleine „Lutschia“, diese „Tollkirsche“, dieser „Racker“, wie du mich so oft nanntest, dich so zeichnen würde, du hättest mir und Atma dann sicher zugerufen „Naus!“

Neben seinem Studierzimmer befand sich ein einfenstriger enger Raum, das sollte die Bibliothek sein. Ein paar Regale an der Wand. Ein Feldbett, auf dem er oft mittags ruhte, dahinter ein grüner Vorhang. Oft, wenn Schopenhauer etwas in seiner Bibliothek suchte und es nicht sogleich fand, warf er alles zu

Boden; und oft halfen wir dann der Haushälterin die Bücher wieder einräumen. Uns amüsierte es, wenn er so recht zornig war und die Bücher und Schriften nur so herumflogen. Dann hockten wir am Boden und durchstöberten die Bücher nach Bildern.

Eines Tages spielten wir „Versteckchen“ in der ganzen Wohnung Schopenhauer's. Ich wollte hinter den grünen Vorhang schlüpfen; doch — weich ein Schrecken! — da stand ein Skelett und grinste mich an. Ich schrie so entsetzt, daß alles zusammenlief; Schopenhauer aber lachte. Halbtot kam ich oben zur Mutter. Die ließ sofort Herrn Schopenhauer sagen, er müsse das Skelett aus dem Hause tun. Sie schrieben hin und her, aber Schopenhauer ließ sich nichts darüber sagen. Mama fand Schopenhauer nun sehr unhöflich und wollte nicht, daß wir Kinder nochmals hinuntergingen. Aber es dauerte nicht lange, so ging ich doch. Zuerst zu Atma und dann zu seinem Herrn; aber in die Bibliothek konnte mich niemand bringen. Es gruselte mir immer, wenn sich meine Brüder darüber unterhielten, wer wohl das Skelett einmal im Leben gewesen wäre.

Nun kam Weihnachten; wir wurden überreich beschenkt; am nächsten Tag ging ich hinunter, wollte Schopenhauer meine Puppe zeigen und sehen, was ihm das Christkind beschert hatte. Er saß am Schreibtisch, wie immer, und schrieb. Ich schaute mich im Zimmer um: keine Spur von Weihnachten. Da fragte ich ihn ganz schüchtern, ob er kein Christkindchen bekommen hätte. Da nahm er mich bei der Hand und führte mich ins Zimmer der Haushälterin. Dort stand ein ganz kleines Bäumchen auf dem Tisch; daran hingen nur Frankfurter Bratwürstchen, und Atma saß davor und schmunzelte sie an. Nun riß Schopenhauer eine ab, warf sie in die Luft und „schnapp“, — Atma hatte sie gefangen. So bekam er jeden Tag eine. Für die alte Christiane aber lagen ein „Zoppelrock“, ein großer Zuckerhut und ein Louisd'or da. Der Zoppelrock war, sagte man, aus Atma's Haaren gewebt; deshalb war der Hund auch so oft geschoren worden. Er solle damit der alten Frau seine Dankbarkeit bezeugen, indem er sie warm hielt; der Zuckerhut solle ihr Leben versüßen, der Louisd'or es verschönern, — so sagte Schopenhauer zu uns Kindern. Die alte Frau hatte ihrem Herrn ein paar mordslange Strümpfe gestrickt, darin sollten auch Atma's Haare in der Wolle gewebt sein. Obwohl wir noch Kinder waren, fühlten wir doch, wie sinnig die Geschenke waren. Dieses wiederholte sich alle Jahre; immer bekam Atma sein Bäumchen, die alte Frau ihren Rock, Zuckerhut und Louisd'or, und Schopenhauer seine Strümpfe. Für mich waren immer ein Teller voll Aepfel und

ein Packet Offenbacher Pfeffernüsse da. Alle Tage gingen wir in der Weihnachtszeit hinunter, um zu sehen, wie Atma seine Wurst bekam. Es war reizend, zu sehen, wie er seine Männchen vor dem Baume machte und immer nach den Würsten schaute. Stundenlang saß er oft davor, ohne eine zu stibitzen. Vater meinte, wir sollten uns an Atma ein Muster nehmen, denn die Süßigkeiten an unserm Christbaum nahmen zusehends ab.

Immer wohler fühlte ich mich, wenn ich unten zu Besuch war; und die Eltern zankten auch nicht mehr, wenn ich hinuntergehen wollte. Mein Vater hatte mit Schopenhauer über mich gesprochen, und dieser hatte gesagt, ich sei ein so artiges Kind. Mein Vater sah mich an und sagte nur: „Na, na!“, denn so artig war ich nicht. Wie oft habe ich Atma in den Schwanz gepetzt, bis er laut bellte, oder, wenn ich „Mutter und Kind“ mit ihm spielte, ihn mit Decken zugedeckt, daß er fast erstickte. Oder ich riß auch Bücher vom Gestell und warf sie zur Erde, wie es Schopenhauer tat. —

Im Spätsommer des Jahres 1860 fing Schopenhauer an sehr zu husten, oft ganz entsetzlich, und saß öfters am Schreibtisch und war eingeschlummert, die Feder in der Hand haltend, den Kopf tief vorgesunken. Als er eines Tages wieder sehr vom Husten geplagt wurde, ging ich auf ihn zu und sagte „Lutsche Se doch mal an meine Bonbons, das sind ‚Schillerträne‘“ — so wurden damals die kleinen Bonbons genannt. Da fing er laut an zu lachen, so wie ich ihn niemals mehr lachen sah, und sagte: „Was? mein Freund Schiller hat so süße Tränen geweint? Wo bekommt man die denn her?“ Ich sagte ihm: „Gewe Se mer drei Kreuzer, ich hol Ihne e ganz Tutt voll!“ Da gab er mir wirklich Geld, und ich rannte, trotzdem es mir verboten war, auf die Straße zu gehen, den Mainquai hinab. Dort stand ein Häuschen, worin ein Spezerei- und Schnapslädchen sich befand. Von meinen Brüdern wußte ich, daß es dort die besten „Kluntscher“ gab. Nun rannte ich zurück und schüttete ihm die blauen und roten Zuckersteinchen auf den Schreibtisch. Er nahm eins davon, die anderen schob er mir wieder zu, obwohl ich heftig protestierte. Er sagte: „Mir hilft nur Tee; Bonbons sind für kleine Kinder. Aber daß mein Freund Schiller so billige Tränen geweint hat, ist merkwürdig; ich habe immer gemeint, er habe bittere Tränen vergossen!“ Ich verstand nicht recht, was er damit meinte, bis meine Eltern es mir erklärten.

Oft fragten mich auch die Lehrer in der Schule, was Schopenhauer mit uns spreche. Da kam ich mir immer sehr wichtig vor und merkte mir alles.

Immer schlimmer und schlimmer wurde es

mit dem armen Mann, immer mürrischer, verdrossener wurde er, kaum nahm er noch Notiz von mir, selbst Atma durfte ihn nicht mehr liebkosen. Aber das genierte mich wenig; mein Plätzchen auf dem Fenstertritt machte mir niemand streitig, und das große, helle Zimmer war doch ein Paradies für mich; da konnte ich so ungeniert spielen, und die gebratenen „Schafsnasen“ (gebratene Aepfel), die ich von Schopenhauer erhielt, schmeckten mir besser als oben das Spalierobst von unserm Gut am Rhein. Einmal durfte ich Schopenhauer ein Körbchen Trauben und Spalierobst hinunterbringen; aber er sah es nur an, betrachtete die schönen Früchte, dann sagte er traurig: „Ich esse kein Obst, ich kann es nicht vertragen!“ und gab es Christiane. Immer seltener hörten wir ihn jetzt mit dem Stock an die Tür pocken; denn zu seinen vielen Eigenheiten gehörte auch, fast nie zu schellen. Nur in seiner Wohnstube hing ein gestickter Schellenzug. Da läutete er jetzt Sturm, bis es die alte, halbtunte Frau hörte; und nur dadurch, daß Atma immer bellte, wenn Schopenhauer läutete, wurde die alte Frau aufmerksam.

War Gesellschaft oben bei den Eltern, so konnten wir nie begreifen, warum sich alles über Schopenhauer unterhielt, disputierte, schwadronierte, — die Männer für, die Frauen gegen ihn. Immer hörten wir: „Sonderling, Menschenhasser, verschrobener Hypochonder!“ Dann sagte Vater immer: „Schopenhauer ist der Mann der Zukunft, unsere Enkel werden ihn verstehen.“ — Dann wurden allerhand Anekdoten von ihm erzählt. Da hörte ich erst, daß er ein großer Gelehrter und Philosoph sei, ein Weltverächter. Zu seinen größten Verehrern und eifrigsten Bewunderern aber gehörte ein Vetter meiner Mutter, Philipp Batz in Offenbach, der unter dem Pseudonym Philipp Mainländer das Buch „Philosophie der Erlösung“ schrieb. Der wollte immer von uns Kindern wissen, wie Schopenhauer zu uns wäre. Er selbst hatte ein paar Mal versucht, ihn zu besuchen, wurde aber nicht angenommen, da Schopenhauer schon sehr leidend war. Philipp Mainländer endete später durch Selbstmord, ebenso seine Schwester Minna, die mit ihm sein Werk schrieb. Mutter behauptete immer, daran sei Schopenhauer schuld gewesen durch seine Lehre.*)

Nun kam eine Zeit, wo wir selten hinunter durften, da es hieß, Herr Schopenhauer sei sehr krank, obwohl mir die alte Frau immer klagte, sie und Atma seien so allein. Einmal führte sie mich zu ihrem Kranken Herrn; er saß ganz aufrecht, durch Kissen gehalten, im

*) Nach Schopenhauer's Lehre ist der Selbstmord verwerflich. M. S.

Bette, und ein entsetzlicher Husten quälte ihn. Atma saß auf einem Stuhl vor dem Bett wie ein Doktor und sah unverwandt auf seinen kranken Herrn. Schopenhauer sah wehmütig nach mir hin, bewegte die Lippen, als wolle er wieder sagen „Lutschia“, aber indem er mir die Hand reichen wollte, kam ein entsetzlicher Anfall, und er schlug wild um sich. Entsetzt floh ich davon.

Bald darauf sah ich ihn zum letzten Mal. Atma und ich spielten in seinem nun verlassenen Wohnzimmer. Die alte Frau kramte, wie immer, hinten in ihrer Stube. Da hörte ich Schopenhauer rufen, und als ich hineinkam, war sein Schlafzimmer ganz voller Dunst; die Lampe blakte so stark. Nun rief ich die alte Frau, die füllte neues Oel auf. Er schrie und zankte mit der armen Frau, bis er wieder einen Anfall hatte. Es roch schrecklich nach Tee bei ihm, denn die Alte wollte ihn nur mit Tee gesund machen. Dieser Mann, dessen Werke die ganze Welt verblüfften und in Aufregung und Nachdenken versetzten, war doch nur ein Mensch, ein armer, verbitterter, kranker Mensch, mit aller Welt zerfallen, ohne jede richtige Pflege, außer der der alten, gebrechlichen Frau.

Eines Tages kam ich aus der Schule und wollte fragen, wie es Herrn Doktor gehe. Da weinte die alte Frau bitterlich; Atma aber winselte laut, stieß immer seinen Kopf gegen mich und lief unruhig hin und her. Frau Christiane nahm mich bei der Hand und führte mich an Schopenhauer's Bett. Da saß er ganz aufrecht, nur der Kopf lag tief auf den gefalteten Händen, — er war tot. Jetzt wußte ich, warum Christiane und Atma so laut jammerten; sie hatten ihren Wohltäter verloren und ich einen guten Freund. Da weinten wir alle so bittere und aufrichtige Tränen, und meine Eltern und Brüder waren tief erschüttert. Selbst Mama war die letzte Zeit doch Schopenhauer gut und ließ täglich nach ihm fragen. Für uns Kinder aber war es der Abschluß einer glücklichen Lebenszeit; denn nun begann der Kampf des Lebens.

Doch nochmals sollte er uns sehr erschrecken. Es war am nächsten Morgen, als unsere alte Köchin hereinstürzte und uns zähneklappernd erzählte, heute Nacht habe es bei Schopenhauer „gespukt“. Alles sei unten in großer Aufregung; im Totenzimmer habe es die ganze Nacht hindurch rumort; entweder sei der Gottseibeiuns selbst dagewesen und hätte Schopenhauer holen wollen, oder Schopenhauer sei nur scheinot gewesen und wieder lebendig

geworden; aber jetzt sei er wirklich tot. „Das kommt davon“, sagte Jule und bekreuzigte sich, „weil er so schreckliche Sachen geschrieben hat; jetzt hat er keine Ruhe.“ Mein Vater verwies ihr diesen Unsinn, ging aber doch gleich selbst hinunter, um zu hören, was an der Geschichte war. Wir blieben weinend und uns fürchtend oben, bis Vater wiederkam und uns erzählte, daß es nur Schopenhauer's falsches Gebiß gewesen sei, das in der Nacht ihm aus dem Mund gefallen sei. Erst als Schopenhauer begraben war, verließ uns das Grauen, das wir alle hatten, solange die Leiche im Hause war.

Sein Begräbniß war sehr einfach, und nur wenige Leidtragende folgten dem Sarge. Nur meine Brüder waren stolz, daß sie mit Kränzen direkt hinter dem Sarge hergehen durften, und ihre Tränen waren wohl die aufrichtigsten. Mir hatte man es verschwiegen, weil ich auch mit wollte und man fürchtete, ich würde mich zu sehr aufregen.

Gehe ich heute an der Schönen Aussicht vorbei, so durchlebe ich im Geiste alle die heiteren und ernsten Stunden von damals, als ich noch nicht ahnte, wie schwer das Leben ist, und wie Recht Schopenhauer hatte, wenn er sagte, das Leben sei nicht wert, gelebt zu werden. Auch auf den Friedhof gehe ich nie ohne auch meinen alten Freund zu besuchen. Viele Jahre lang lag sein Grab ganz verwüstet da. Es ist nur mit einem einfachen, flachen, schwarzen Marmorstein bedeckt, auf dem nichts steht als „Arthur Schopenhauer“. Kein Blumenschmuck, — einsam, düster, wie er gelebt, liegt er begraben.

Jetzt, wo ich sein Leben und Wirken kenne, verstehe ich auch, warum er ein Sonderling wurde. Er fand zu wenig Liebe, die wahre Liebe. Gut war Schopenhauer doch. Wie hat er in seinem Testament für seinen Pudel und die alte Frau gesorgt, und wie hat er uns Kinder um sich geduldet! Immer war er gut zu uns; aber traurig, tief traurig war er immer.

Vor einigen Jahren schlenderten mein Bruder und ich durch Mannheim; da hing an einem Häuschen eine schwarze Marmortafel mit der Inschrift: „Hier wohnte Schopenhauer.“ Wie ein Freudenstrahl kam es über uns, wie ein Gruß aus lang verklungener Zeit. „Wie steht's denn?“ sagte mein Bruder zu mir, „Du wolltest doch einmal deine Memoiren über Schopenhauer schreiben. Du warst doch sein Liebling.“ Hier habe ich sie nun aufgeschrieben. Mein armer Bruder aber hat es nicht mehr erlebt.



Zwei preisgekrönte Schriften über die Einschränkung der Vivisektion.

Von Magnus Schwantje.

ooo

Am Ende des Jahres 1911 erließ der „Verband der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches“ ein Preisausschreiben über die Frage: „Innerhalb welcher Grenzen ist der wissenschaftliche Versuch am lebenden Tier als unentbehrlich anzusehen?“. In Heft I, 4/5*) der Ethischen Rundschau ist das Preisausschreiben vollständig abgedruckt worden. In einer in der Versammlung des Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches im Jahre 1910 gehaltenen Rede, die ebenfalls in Heft I, 4/5*) abgedruckt ist, habe ich dringend von dem Erlaß des Preisausschreibens abgeraten: erstens weil die Preisfrage die Berechtigung der Vivisektion voraussetzt; zweitens weil sie „von einer Verkenntung des Wesens aller experimentellen Forschung ausgeht“. Wer die Berechtigung der Vivisektion anerkennt, kann nicht im Voraus bestimmen, welche Experimente fortan geduldet werden sollen; denn kein Mensch kann voraussehen, wie die Wissenschaft sich entwickeln, vor welche neuen Aufgaben sie gestellt werden wird. — Die meisten Tierschützer, welche den Erlaß eines solchen Preisausschreibens wünschten, glaubten, daß auch hervorragende Fachgelehrte sich um die Preise bewerben würden, und daß die preisgekrönten Abhandlungen eine gründliche, an neuen Gedanken, wissenschaftlichen Behauptungen und positiven praktischen Vorschlägen reiche Beantwortung der Preisfrage enthalten und schon durch die Namen ihrer Verfasser die Beachtung der Fachgelehrten, wie der Behörden, der gesetzgebenden Körperschaften, der Presse und des Publikums finden würden. Um eine von Autoritäten geschriebene Preisschrift zu erlangen, wurden die verhältnismäßig hohen Preise von 2000 Mark für die beste und 1000 Mark für die zweitbeste Arbeit ausgesetzt, obwohl die Abhandlung höchstens 6 Druckbogen (96 Seiten) füllen sollte. Ich sagte dagegen in der erwähnten Rede voraus, daß kein einziger als Autorität anerkannter Gelehrter die Preisfrage beantworten werde.

Der Erfolg des Preisausschreibens zeigt nun, daß meine Einwendungen in allen Punkten wohl begründet waren.

Es wurden nur acht Bewerbungsschriften eingesandt. Wenn die Mehrheit, oder auch nur eine bedeutende Minderheit der Fachgelehrten die Preisfrage überhaupt für lösbar hielten, so

*) Den Lesern dieser Zeitschrift, die den ersten Jahrgang noch nicht besitzen, sende ich Heft I, 4/5 auf Wunsch kostenfrei.

hätten sich gewiß sehr viele Mediciner und Physiologen um die Gewinnung eines der Preise bemüht.

Die preisgekrönten Abhandlungen hat der Verband im Sommer des Jahres 1913 in einer Broschüre herausgegeben, die den folgenden Titel führt:

Zwei Preisschriften über das vom Verbande der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches ergangene Preisausschreiben: „Innerhalb welcher Grenzen ist der wissenschaftliche Versuch am lebenden Tiere als unentbehrlich anzusehen?“ Von Dr. med. Richard Lehmann in Freiburg in Schlesien und Dr. med. Werner Fischer-Defoy in Quedlinburg. Kommissionsverlag von Franz Wagner, Leipzig. 1913. 68 Seiten.

Dr. Lehmann erhielt 2000 Mk., Dr. Fischer-Defoy 1000 Mark. Diese beiden Herren sind keine Autoritäten, sondern schlichte Aerzte; Dr. Lehmann kennt die Vivisektion nicht mehr, Dr. Fischer-Defoy nur wenig mehr als die meisten andern Aerzte. Manche Laien sind nach dem Lesen von zehn bis zwölf Schriften über die Vivisektion und der Durchsicht einiger der älteren Jahrgänge des „Tier- und Menschenfreund“ bessere Sachverständige als die Verfasser der beiden Preisschriften.*)

Die Schrift von Lehmann enthält in ihrem ersten Teil eine Zusammenstellung der wichtigsten Thesen der Vivisektionsgegner und eine ausführliche Besprechung einiger die Vivisektion verteidigender Schriften, besonders der zwei von Heidenhain. Von den Schriften der Vivisektionsgegner behauptet Lehmann, daß sie „Entstellungen und Unrichtigkeiten“ enthielten;

*) Der von der Versammlung des Verbandes der Tierschutzvereine im Jahre 1910 eingesetzten Kommission für den Erlaß des Preisausschreibens gehörte auch ein Gegner der Vivisektion an, nämlich Zahnarzt H. Heller in Berlin-Wilmersdorf, dessen an den Verband gerichteter Antrag zur Bekämpfung der Vivisektion den Lesern der E.R. aus den Heften I, 8/9 und I, 12 bekannt ist. Herr Heller erklärt aber in der Zeitschrift des Charlottenburger Tierschutzvereins, daß er für das Ergebnis des Preisausschreibens in keiner Weise verantwortlich sei, da der Vorsitzende des Verbandes, Herr Otto Hartmann in Cöln, es ihm, dem Vivisektionsgegner, unmöglich gemacht habe, an der wichtigsten Beratung und Abstimmung der Kommission teilzunehmen. Herr Heller wird in der nächsten Verbands-Versammlung Beschwerde darüber führen, daß der Vorsitzende ihm nicht die selben Rechte eingeräumt habe wie den andern Kommissions-Mitgliedern. Die E.R. wird über die Vorgänge bei der Preisverteilung erst berichten, wenn die Verbands-Versammlung über die Beschwerde Heller's eine Entscheidung gefällt hat.

er wagt es aber nicht, auch diese Schriften eingehend zu besprechen, was er gewiß getan hätte, wenn er dadurch seinen schweren Vorwurf begründen könnte. Ein urteilsfähiger Mensch, der sowohl die von Lehmann sehr lobend besprochenen Schriften von Vivisektoren wie die der bedeutendsten Vivisektionsgegner liest, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß die Vivisektionsgegner ihre Ansichten viel besser begründen können als die Vivisektoren, und daß die Schriften zur Verteidigung der Vivisektion viele empörende Entstellungen und Lügen enthalten und von sehr geringem Verständnis für moralische Fragen zeugen. Es ist keine gerechte Kampfweise, nur die die Vivisektion verteidigenden Schriften ausführlich zu besprechen, die Antworten ihrer Gegner aber einfach mit der unbegründeten Behauptung abzufertigen, daß sie Entstellungen und Unrichtigkeiten enthielten. Von allen Schriften gegen die Vivisektion erwähnt Lehmann nur die von Paffrath gegen Fleisch. Daß er sogar die polemischen Meisterwerke von Dr. med. et phil. Grysanowski, der auch die zwei Schriften Heidenhain's zurückgewiesen hat, überhaupt nicht nennt, zeigt deutlich, daß er gar nicht beabsichtigte, die Vivisektionsfrage vorurteilsfrei von allen Seiten zu betrachten. Eine Schrift, die fast nur die Vivisektoren zum Worte kommen läßt, hätte von einem Verband von Tierschutzvereinen in keinem Falle mit einem Preise gekrönt werden dürfen.

Freilich stimmt Lehmann nicht allen Behauptungen der Vivisektoren zu; aber auch ihren rohesten und unsinnigsten Ansichten und ihren gröbsten Lügen tritt er nur mit sehr milden Worten entgegen. Ebenso pressen selbst die ruchlosesten Grausamkeiten der Vivisektoren ihm nicht den leisesten Ausdruck des Zornes aus. Wegen Mangels an Raum kann ich hier nur an einem Beispiel zeigen, wie milde Lehmann auch die grauenhaftesten Quälereien beurteilt. Er druckt den folgenden Bericht von Paul Brachet ab, der durch die darin mitgeteilten Quälereien die seelischen Fähigkeiten des Hundes erforschen wollte:

„Ich erfüllte einen Hund mit der größten Abneigung gegen mich, indem ich ihn verwundete und ihm jede mögliche Pein zufügte, so oft ich ihn sah. Als sein Haß gegen mich nun den Höhepunkt erreicht hatte, sodaß er wütend wurde, wenn er mich nur sah und hörte, stach ich ihm die Augen aus. Nun konnte ich an ihn herankommen, ohne daß er Abneigung gegen mich zeigte. Sobald ich aber sprach, ging seine Wut wieder los. Nun zerstörte ich sein Gehör, und als die Entzündung vorbei war, füllte ich die Ohren mit Wachs. Nun war er still, und ich konnte ihn sogar streicheln; er schien dafür sogar dankbar zu sein.“

Ueber diese Teufelei eines ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörenden Scheusals bemerkt Lehmann nur, das sei „ein Beispiel eines Versuchs, für dessen Verteidigung wohl kaum je-

mand Neigung haben wird“. Schärfere Urteile über Vivisektionen sind in der ganzen Abhandlung nicht zu finden.

Im zweiten Teil seiner Abhandlung spricht Lehmann seine Ansichten über die Grenzen des zulässigen Tierversuches aus. Er hält den Tierversuch für „unentbehrlich“ bei der Erforschung 1. der Seuchen, 2. der Funktionen der einzelnen Organe des Körpers, 3. der Wirkung von Giften und Arzneien, 4. der Wirkung neuer Operationen, 5. der Vorgänge des Stoffwechsels und 6. als Demonstrationsmittel. Auf allen den genannten Forschungsgebieten hält er nur diejenigen Vivisektionen für verwerflich, „die mit einem langsamen qualvollen Hinsterven des Tieres verknüpft sind“. Also ein Tier bei den genannten Forschungen monatelang so zu peinigen, daß die Qual nicht ganz die Grenze des Unerträglichen erreicht und das Tier daher nicht stirbt, das hält Lehmann für berechtigt. Er sagt auch, daß auf den genannten Forschungsgebieten „eigentlich nur“ gewisse „Stoffwechseluntersuchungen im weiteren Sinne“ zu den verwerflichen Vivisektionen gerechnet werden könnten. — Lehmann giebt selber zu, daß sich nicht genau feststellen lasse, welche Versuche zu den nach seinen Grundsätzen als verwerflich zu betrachtenden gehören. Eine solche Feststellung hält er auch für ganz überflüssig, da nur „wissenschaftliche Tüchtigkeit, warmes Empfinden und fester sittlicher Takt des die Versuche Anstellenden“ (von dem Verfasser auf den Seiten 37 und 40 durch fetten Druck hervorgehoben), nicht aber „äußere Vorschriften“ imstande seien, den wissenschaftlichen Tierversuch in würdigen Grenzen zu halten. „Wer diese Eigenschaften nicht als Prüfstein gelten läßt, dem werden äußere Vorschriften keinen Ersatz dafür bieten können.“ „Administrative“, also gewiß auch gesetzliche Bestimmungen über die Vivisektion hält er sogar für „unwürdig“: „Die Wissenschaft verträgt eine derartige Einzwängung in äußere Formen nicht.“ Was würde man von einem Juristen sagen, der in einer Schrift über die Verhütung von Mißgriffen bei der Behandlung der Strafgefangenen erklären würde: „Die Behandlung der Gefangenen dürfe nicht zu einer schweren Schädigung ihrer Gesundheit führen. Genauere Bestimmungen darüber seien aber unmöglich, überflüssig und unwürdig. Pädagogische Tüchtigkeit, warmes Empfinden und fester sittlicher Takt, nicht aber äußere Vorschriften setzten die Strafvollzugsbeamten am besten in den Stand, die Gefangenen richtig zu behandeln. Wer ein roher Mensch sei, der werde auch durch äußere Vorschriften kein guter Erzieher der Gefangenen. Daher solle man keine Gesetze gegen die Mißhandlung der Gefangenen schaffen, sondern sich mit dem Ge-

danken beruhigen, daß alle Strafvollzugsbeamten pädagogische Fähigkeit, warmes Empfinden und festen sittlichen Takt besitzen. Außere Vorschriften auf diesem Gebiet seien unwürdig; der Strafvollzug vertrage eine derartige Einzwängung in äußere Formen nicht". Und was würde man von einem Preisrichter-Kollegium sagen, das eine Schrift, welche solches Gerede enthielte, mit einem Preise von 2000 Mark auszeichnete?

Am Schluß lobt Lehmann sehr die im Jahre 1885 (nicht 1895, wie L. schreibt) vom preussischen Minister von Goßler erlassene Verordnung über die Vivisektion. Die absolute Wertlosigkeit dieser Verordnung ist so oft nachgewiesen worden, daß ich sie hier nicht noch einmal nachzuweisen brauche. Sympathisch ist Herrn Lehmann an diesem Erlaß „der Verzicht auf eine besondere Aufsichtsinstanz und auf Sonderstrafbestimmungen". Es ist aber klar, daß eine solche Verordnung fast ganz wirkungslos ist, wenn die Einhaltung ihrer Vorschriften gar nicht überwacht wird und Verstöße gegen sie nicht bestraft werden; denn die bloßen Ermahnungen des Herrn Ministers werden die meisten Vivisektoren doch gar nicht ernst nehmen. Es ist sehr merkwürdig, daß Lehmann die Vorschriften des Erlasses sehr gut findet und es dennoch „sympathisch“ nennt, daß gar nicht für die Einhaltung dieser Vorschriften gesorgt wird.

Mir ist es in einer Hinsicht mit der Lehmann'schen Schrift ähnlich ergangen wie Herrn Lehmann mit dem Goßler'schen Erlaß: Ich bin besonders erfreut über einen Mangel der Schrift, durch den sie noch wirkungsloser wird, als sie schon ohne ihn wäre. Ein Unterschied liegt aber darin, daß ich mich über die Wirkungslosigkeit einer schlechten Schrift freue, während Lehmann sich über etwas freut, wodurch ein von ihm gelobter Erlaß unwirksam wird. Dieser Mangel liegt in der sehr ungeschickten Ausdrucksweise Lehmann's. Seine Abhandlung ist voll von Sprachfehlern, und die ganze Darstellung so langweilig und unübersichtlich, daß wohl nur wenige Menschen es fertig bringen werden, die Schrift ganz zu lesen. Lehmann sandte seine Abhandlung an das Preisrichter-Kollegium mit dem Kennwort: „Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“. Der Geist dieser Schrift macht aber nicht lebendig, sondern tötet durch Langeweile.

Der Verfasser selber scheint seine Schrift aber sehr hoch zu schätzen; denn er sagt (auf Seite 38): „Dadurch, daß ich diese Forderungen auf intellektuellem und sittlichem Gebiet hinstelle, erwächst für jeden Beteiligten die Pflicht, sie nie in den Hintergrund treten zu lassen“. Warten wir es ab, ob die Vivisektoren Herrn

Lehmann als die Autorität anerkennen werden, der sie unbedingten Gehorsam schulden.

Etwas weniger unerfreulich als die Lehmann'sche Abhandlung ist die von Dr. Werner Fischer-Defoy. Der Verfasser kennt die Vivisektion viel genauer als Lehmann, zeigt etwas mehr Mitleid mit den Tieren und hat gründlicher über die Mittel zur Einschränkung der Vivisektion nachgedacht. Auch ist seine Ausdrucksweise fesselnder und klarer.

Es ist etwas verwunderlich, daß die Preisverteiler die Abhandlung Lehmann's für besser hielten als die Fischer-Defoy's und dieser einen Preis von 1000 Mark, jener aber 2000 Mark zusprachen, obwohl es nach den Bestimmungen des Preisausschreibens auch zulässig gewesen wäre, jedem der zwei Verfasser 1500 Mark zuzusprechen.

Am besten hätten die Preisrichter allerdings gehandelt, wenn sie keiner dieser Abhandlungen einen Preis zuerkannt hätten; denn auch die Fischer-Defoy's ist wertlos. Wenn keine der acht Bewerbungsschriften gediegener war als diese beiden, so hätte meiner Ansicht nach das Preisrichter-Kollegium das Urteil fällen müssen, daß keine der eingesandten Arbeiten den an sie gestellten Anforderungen genüge und daß daher die Preise niemandem zuerkannt werden könnten. Es ist doch gar nicht selten, daß ein Preisausschreiben ergebnislos bleibt, weil keine des Preises würdige Arbeit eingeliefert wird.

Fast alle in Fischer-Defoy's Schrift ausgesprochenen Ansichten sind schon sehr oft geäußert worden; und von seinen Vorschlägen verdient nur der erwähnt zu werden, etliche Vivisektions-Demonstrationen durch kinematographische Vorführungen zu ersetzen. Es ist daher überflüssig, hier alle seine Ansichten über die Grenzen des zulässigen Tierversuchs und über die Mittel zu seiner Einschränkung zu kritisieren. Nur auf zwei der schlimmsten Fehler dieser Schrift muß ich hier hinweisen.

Fischer-Defoy verlangt, daß der Vivisektor, um unnütze Versuche zu vermeiden, die Litteratur über die Fragen, die er untersuchen will, genau studiere und die Ergebnisse seiner Vorgänger verwerte. Da ist es doppelt tadelnswert, daß er selber die große Litteratur über die Vivisektionsfrage sehr wenig beachtet hat. Obwohl er sehr eingehende Vorschläge zur Einschränkung der Vivisektion macht, erwähnt er mit keinem Worte die auf Grund jahrelanger Studien und Beratungen von Vivisektionsgegnern ausgearbeiteten Gesetzes-Entwürfe. Es ist sehr verwunderlich, daß nach diesen gründlichen Arbeiten noch eine Abhandlung, die von so geringer Litteratur-Kenntnis zeugt, wie die von Dr. Fischer-Defoy, mit einem Preise ausgezeichnet werden konnte. Von den in den

deutschen Ländern vorgeschlagenen Entwürfen hätte er mindestens die von Frau Mina Schmidt-Bürkly in Berlin, Professor Dr. Ludwig Quidde (als Leiter des „Münchener Vereins gegen die Vivisektion“), Hermann Stenz (als Leiter des „Berliner Tierschutzvereins“) und Stiasny und Klobucar in Graz (als Leitern des „Bundes gegen die Vivisektion in Oesterreich“) vorgeschlagenen besprechen müssen, wenn er überhaupt in seine Preisschrift bestimmte Vorschläge zur Einschränkung der Vivisektion aufnehmen wollte.

In hohem Grade erstaunlich sind aber seine Einwendungen gegen ein gesetzliches Verbot der sittlich verwerflichen Tierversuche. Er scheint nicht nur besondere Bestimmungen über die Vivisektion, sondern auch die Bestrafung von Vivisektoren nach den schon bestehenden allgemeinen Bestimmungen gegen Tierquälerei zu verwerfen; denn er verlangt die unbegrenzte „Freiheit der Wissenschaft“. Er meint, durch gesetzliche Vorschriften würde der Wissenschaft die Freiheit genommen werden, ohne die sie nicht gedeihen könne. Die Freiheit der Wissenschaft darf sich aber doch nur auf das Glauben, Denken und Lehren erstrecken, nicht auf alles Handeln. Das Handeln darf nur frei sein, soweit es nicht in die Rechte anderer Wesen eingreift. Nachdem Fischer-Defoy selber zugegeben hat, daß sittlich verwerfliche Tierversuche vorkommen, ist es absolut unsinnig, das Verbot solcher Versuche als unberechtigt hinzustellen. Kein anderer Stand als der der Mediciner verlangt, daß ihm ein Sonderrecht zu sittlich verwerflichen Handlungen eingeräumt werde. Es kann keine schlimmere Beschimpfung der medicinischen Wissenschaft ausgesprochen werden als die Behauptung, daß sie ohne sittlich verwerfliche Handlungen nicht vorwärts kommen könne. Fischer-Defoy meint, gesetzliche Vorschriften über die Forschungsweise der Mediciner würden „durchaus keinen Mißbrauch verhüten“; denn die Mediciner würden heimlich diese Vorschriften übertreten. Heimlich übertreten werden jedoch fast alle Gesetze; dennoch schränken sie aber die verbotenen Handlungen erheblich ein. Es ist kein Grund einzusehen, aus dem Strafen und Strafandrohungen auf Menschen, welche Medicin studiert haben, nicht ebenso abschreckend wirken würden wie auf andere Menschen. — Fischer-Defoy sagt, es würde eine „Demütigung“ der Wissenschaft sein, wenn nicht jedem Mediciner das Recht zu beliebigen Vivisektionen eingeräumt würde. Wenn das richtig wäre, so wäre aller staatliche Zwang eine unberechtigte Demütigung jedes Menschen, und wir müßten sofort zur Anarchie übergehen. Fischer-Defoy hält gesetzliche Vorschriften deshalb für überflüssig, weil „die deutsche Ge-

lehrtenwelt reif dazu sei, auch aus sich heraus für eine Einschränkung der Tierversuche alles, was in ihren Kräften steht, zu tun“. Solange die großen Aerztevereine gar nichts tun, um wenigstens die Wiederholung der empörendsten vivisektorisken Verbrechen zu verhüten, und solange die Mediciner, die gegen die Schändung ihres Berufes durch Rohheitsverbrecher mutig ihre Stimme erheben, unter ihren Standesgenossen nur sehr wenige Mitarbeiter, aber viele erbitterte, mit sehr verwerflichen Mitteln kämpfende Feinde finden, solange ist der angeführte Satz eine unwahre Phrase. Aber selbst wenn Fischer-Defoy Zeugnisse von dem Willen und der Fähigkeit der Mediciner zur Einschränkung der Vivisektionsgreuel anführen könnte, wäre es lächerlich, gesetzliche Vorschriften gegen die Vivisektion als überflüssig, oder gar als eine „Demütigung“ der Wissenschaft hinzustellen. — Daß Fischer-Defoy seine Bemerkungen über die Unzulässigkeit gesetzlicher Vorschriften sehr wenig überlegt hat, geht daraus hervor, daß er an der selben Stelle sagt, daß zur Verhütung überflüssiger Tierversuche „natürlich bestimmte Vorschriften gegeben werden müssen“. Wenn Fischer-Defoy „bestimmte Vorschriften“ verlangt, so verlangt er damit doch auch eine Einschränkung der „Freiheit der wissenschaftlichen Forschung“. Wenn er „bestimmte Vorschriften“ für nötig hält, so kann er auch gesetzliche Vorschriften fordern; denn Vorschriften sind dazu da, daß sie eingehalten werden, und die Einhaltung solcher Vorschriften ist am besten verbürgt, wenn sie in staatlichen Gesetzen und Verordnungen stehen.

Die Ansichten Fischer-Defoy's von der unbedingten Freiheit der medicinischen Wissenschaft sind doppelt verwunderlich, weil er (auf Seite 46) selber sehr richtig bemerkt: „Die sittliche Reife zur Ausführung eines Tierversuchs ist völlig unabhängig von der wissenschaftlichen Ausbildung; jeder Mensch kann jene haben, mag er nun ein Student im Anfange seiner Laufbahn oder ein erfahrener Professor sein. Die sittliche Reife muß bei jedem vorausgesetzt werden, der Tierexperimente anstellen will; sie kann nicht gelehrt und gelernt werden, und es kann vorkommen, daß sie wissenschaftlich hochstehenden Persönlichkeiten völlig fehlt. Fr. Scholz erzählt von einem anatomischen Prosektor, an dessen Kolleg er teilnahm, der im Innern eines weiblichen Kaninchens etwas demonstrieren wollte; er schnitt einem lebenden Tiere den Bauch auf, sah dann, daß er sich geirrt hatte und warf mit den Worten: ‚Verdammt, das ist ja ein Bock!‘ das Tier (also das lebende Tier mit aufgeschnittenem Unterleib! — M. S.) in die Kiste zurück“. Und

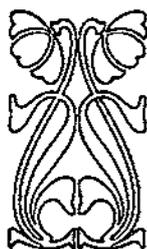
solchen Rohheitsverbrechern die Erlaubnis zur Anstellung von Tierversuchen zu entziehen, das hält Fischer-Defoy (laut seinen Ausführungen auf Seite 63) für eine Demütigung der Wissenschaft! Solche Menschen sollen die Studenten auf den ärztlichen Beruf vorbereiten; ihnen soll, wenn sie nicht Anatomen, sondern Kliniker oder Lehrer der Tierheilkunde sind, die Behandlung kranker Menschen und kranker Tiere anvertraut werden! — Nach dem heutigen Strafgesetzbuch können auch die schlimmsten vivisektorischen Tierquälereien fast nie bestraft werden, weil sie nicht öffentlich ausgeführt werden und kaum jemals mehrere Studenten als Zeugen gegen ihren Professor auftreten und „Aergernis“ genommen zu haben bekunden werden. Auch kann die Tierquälerei heute höchstens mit 150 Mark oder 6 Wochen Haft, nicht mit der Amtsentsetzung des Vivisektors bestraft werden. Wie kann da Dr. Fischer-Defoy, der selber betont, daß „wissenschaftlich hochstehenden Persönlichkeiten“ „die sittliche Reife“ „völlig fehlen“ kann, bestreiten, daß besondere Gesetze gegen vivisektorische Rohheiten nötig sind! —

Fischer-Defoy bezeichnete dem Preisrichter-Kollegium seine Abhandlung, welche die Vivisektion, ebenso wie das Fleischessen, mit dem „gesunden Egoismus“ verteidigt, mit dem Kennwort „Buddha“. Er scheint also die Lehren Buddha's noch weniger zu kennen als die Schriften der Vivisektionsgegner. Buddha erklärte jeden Egoismus als sündhaft und verwarf daher auch das Schlachten.



Die beiden Schriften genügen also in keiner Hinsicht den Ansprüchen, die man an eine mit einem Preise zu krönende Abhandlung über eine wissenschaftliche Frage stellen kann. Die Verfasser geben überhaupt keine klare und bestimmte Antwort auf die ihnen gestellte Frage. Sie kritisieren nicht die Schriften ihrer Gegner. Sie sprechen fast gar keine neue Gedanken aus. Ihre Vorschläge sind ganz wertlos.

Vielleicht denken manche Vivisektionsgegner, daß wir mit dem kläglichen Ergebnis des Preisausschreibens zufrieden sein können, weil es deutlich zeigt, daß die Vivisektoren gar nicht bereit sind, an den Arbeiten zur Verminderung der Qual der Versuchstiere mitzuarbeiten und daß selbst durch die Ausschreibung hoher Preise nur unbedeutende Schriftsteller bewegt werden können, die von dem Verbands der deutschen Tierschutzvereine gestellte Frage zu beantworten. Ich denke aber, daß auch wir radikalen Vivisektionsgegner uns nicht über die Preisschrift freuen dürfen; denn es muß dem Ansehen der ganzen deutschen Tierschutzbewegung schaden, wenn es bekannt wird, daß der Verband zwei so schlechte Abhandlungen mit hohen Preisen ausgezeichnet hat. Ein Glück ist es, daß die Schriften sehr wenig beachtet werden. Ich habe bis jetzt nur in kleinen Zeitschriften von Tierschutzvereinen Besprechungen gelesen. Wir können daher hoffen, daß außer einigen Hundert Vorstands-Mitgliedern von Tierschutzvereinen nur sehr wenige Leute die Broschüre ansehen werden, und daß die meisten dieser wenigen Leser sie nach einigen Wochen vergessen werden.



Schriften-Besprechungen.

ooo

Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Von Dr. phil. Josef Müller. 2. Auflage. Verlag von Carl Bongard, Straßburg. 1912. 291 Seiten. Preis: geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Das Schöne und die Kunst haben Kant und Schopenhauer so tief und gründlich erörtert, daß man von jedem, der darüber noch etwas sagen will, mit Recht verlangen kann, daß er entweder auf die beiden aufbaut, oder sich, ehe er etwas davon Abweichendes bringt, erst mit ihnen gründlich auseinandersetzt. Beides ist im vorliegenden Werke nicht geschehen. Nur einzelne Sätze von Kant und Schopenhauer werden herangezogen, ihre Hauptgedanken aber bei Seite liegen gelassen. Das innere Wesen der Kunst und ihrer verschiedenen Gattungen bleibt unerörtert. Auch die Wirkung des Schönen auf das Subjekt wird (stellenweise in wörtlicher Anlehnung an Schopenhauer) nur beschrieben, aber nicht erklärt.

Während also der philosophische Teil des Werkes nicht alle Erwartungen erfüllt, die der Titel des Buches erregt, leistet der Verfasser doch Glänzendes als Richter der Kunstobjekte und des Geschmacks. Sein Buch enthält so viele treffende Bemerkungen über einzelne Kunstwerke und Künstler, daß man es auf das Wärmste empfehlen kann. Als lobenswert hervorheben möchte ich die Anerkennung der Kunst Richard Wagner's und die Abweisung Hebbel's. Hebbel wird von den jetzt tonangebenden Kunstrichtern ohne Frage weit überschätzt, hingegen Wagner als Dichter vielfach abgewiesen, obwohl er größer als jener ist. Wagner's Gestalten sind alle lebensvoller und echter als diejenigen Hebbel's, die fast alle kein Herz und kein Blut im Leibe, desto mehr aber kalte, moralisch meist indifferente Begriffe im Kopfe sitzen haben, um welche allein sich ihr Handeln und ihr Leiden dreht.

Auch der hohe moralische Standpunkt, den der Verfasser, vornehmlich in dem Kapitel über das Schöne und das Gute, einnimmt, verdient besonders gewürdigt zu werden, zumal auch unsere Zeit reich an solchen ist, welche den Genuß des Schönen bereits ihrer Moralität zu Gute rechnen und, indessen sie sich an der künstlerischen Darstellung der Tugend erbauen, z. B. durch Trauerspiele gerührt werden, der echten, wirklichen Tugend, die mehr wert ist als selbst das höchste Wissen und die größte Kunst, unbekümmert die Türe weisen.^{*)}

Willibald Kirsten.

^{*)} Zu diesen Leuten gehören z. B. die vielen „Wagnerianer“, deren Mund überfließt von schönen Reden über

Vegetarismus und Katholicismus. Eine Zusammenstellung und Würdigung von Tatsachen. Zu beziehen durch G. Burkhart, Liegnitz, Klosterstraße. 28 Seiten.

Das Schriftchen enthält nach einer Tabelle über den Nahrungsgehalt verschiedener Speisen und allgemeinen vegetarischen Erörterungen Zeugnisse für den Vegetarismus aus der Bibel und der Kirchengeschichte. Dieselben sind freilich sehr lückenhaft; Springer's „Enkarpa“ ist weit umfassender. Auch aus diesen mageren Notizen geht hervor, wie schwer im katholischen Christentum die Alkoholabstinenz wurde. Selbst die Trappisten, die sogar Milch, Käse und Butter verwerfen, trinken Wein. Daß Mönche Erfinder von feinen Likören waren (auch das Salvatorbier stammt von den Paulanermönchen), ist bekannt. (Pfarrer Bauwolf hat im Aprilheft 1910 der sehr tüchtigen Vereinsschrift des Priesterabstinentenbundes „Sobrietas“ [Trier, Speestr. 16] die Entwicklung des kirchlichen Trinkfastens von anfänglicher Strenge bis zur gegenwärtigen Laxheit nachgewiesen.) Ebenso nachsichtig ist man jetzt gegenüber dem Gebot der zeitweiligen Fleischabstinenz, das noch dazu bei jeder Gelegenheit, z. B. bei der Weltausstellung in Gent, bei Epidemien, sogar bei Parlamentswahlen, aufgehoben wird. Die Durchbrechung des kirchlichen Abstinenzgebots durch alle möglichen Dispensen bildet bald die Regel und die Einhaltung die Ausnahme, sodaß es leider selbst in maßgebenden Kreisen nicht an Stimmen fehlt, unter diesen Umständen das Gebot der Fleisch-Abstinenz lieber ganz abzuschaffen. (Seite 27.)

Interessant ist, daß bei der christlichen Askese zwei ganz verschiedene Motive parallel gingen: das der Zählung des Leibes zu seiner Hygiene und ohne Schaden seines Wohls und das der Unterdrückung und Mißhandlung des Leibes zu Gunsten der allein maßgebenden Rücksicht auf die Seele. Gury billigt diese Art der Askese, selbst wenn das Leben dadurch abgekürzt wird. Mit den Ansichten der meisten heutigen Vegetarier verträgt sich nur das andere Prinzip. Auch der Autor spricht sich in diesem Sinn aus.

Zur Propaganda vegetarischer Ideen speziell in katholischen Kreisen hat sich ein Komitee

die sittlich läuternde Kraft der Wagner'schen Kunst, die tiefe religiöse Andacht, in die der „Parsifal“ sie versenke usw., die aber trotz allen Aufforderungen zur Mitarbeit nicht einen Finger rühren, um die praktischen Bestrebungen zur Annäherung an das Wagner'sche Kultur-Ideal zu fördern.

Anmerkung des Herausgebers.

gebildet, das ein Erholungsheim in Tiefenbach bei Oberstdorf in Bayern (880 Meter über dem Meer) geschaffen hat. Der dortige Pfarrer Mayer ist Vorsitzender.

Dr. phil. Josef Müller in Nürnberg.

Vortrupp-Kalender. Jahresschau für das Deutschtum unserer Zeit. Herausgegeben von Karl Maußner. Für das Jahr 1914. (2. Ausgabe des „Volksbildungskalenders“.) Verlag des Volksbildungskalenders, Berlin-Zehlendorf. 174 Blätter zum Abreißen, in der Größe von 18×26 cm. Preis 1,80 Mark.

Dieser Abreiß-Kalender gleicht in seiner Form den sogenannten „Kunstkalendern“, die seit 10—12 Jahren in Deutschland sehr beliebt sind. Für jede Woche enthält er 3 Blätter mit schönen Bildern und kleinen Aufsätzen und Notizen. Während die bisher erschienenen Kalender dieser Art nur kurze ästhetische, kunstgeschichtliche und sonstige Erklärungen der Bilder enthalten, unterrichtet der Vortrupp-Kalender über die Bestrebungen zur Veredlung der Gesittung, zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse, zur Verbreitung der Volksbildung, zur Hebung der Gesundheit usw. Ueber fast alle diese Bestrebungen wird hier von sachkundigen Schriftstellern berichtet. Da viele Blätter auf beiden Seiten bedruckt wurden, so konnten auch manche Aufsätze aufgenommen werden, die so lang sind, daß sie etwa 1½ Seiten der „Ethischen Rundschau“ füllen würden. Besonders erfreulich ist es, daß der Kalender auch Aufsätze über die Tierschutzbewegung, die Friedensbewegung, den Kampf gegen den Alkoholismus und den Kampf gegen die Prostitution enthält. Vom Tierschutz handeln z. B. ein kleiner Aufsatz von Magnus Schwantje, der auch auf die „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ hinweist, ein längerer Auszug aus dem Buche „Mensch und Tier“ von Ludwig Ankenbrand (Sammlung Kupferschmid) und mehrere Notizen über Vereine und Bücher. In der nächsten Ausgabe dieses Kalenders soll eine größere Anzahl von Blättern dem Tierschutz gewidmet sein.

Die Bilder, unter denen sich Nachbildungen von Werken berühmter Künstler, schöne Landschafts- und Städtebilder usw. befinden, sind mit Sorgfalt und Sachverständnis ausgewählt worden. Die meisten sind wert, dauernd aufbewahrt zu werden. — Der Preis von 1,80 Mark ist sehr gering.

Es wäre erfreulich, wenn viele unserer Gesinnungsgenossen etlichen ihrer Bekannten den Kalender zu Weihnachten schenkten. Die ethischen Bestrebungen würden gewiß viele neue Mitarbeiter gewinnen, wenn einige Tausend Menschen das ganze Jahr hindurch täglich durch ein Kalenderblatt an solche Bestrebungen erinnert würden.

M. Ernst.

Was fehlt mir und wie werde ich gesund? Die Erkennung und Heilung der chronischen inneren Krankheiten nach dem biologischen Heilverfahren dargestellt. Von Dr. med. Wolfgang Bohn. Sirius-Verlag, Charlottenburg 4. 187 Seiten. Preis: geheftet 3 M., gebunden 3,75 M.

Dr. med. Wolfgang Bohn in Halle ist den meisten Lesern dieser Zeitschrift als einer der hervorragendsten Kämpfer gegen die Vivisektion bekannt. Als Redakteur der (jetzt leider nicht mehr erscheinenden) „Ärztlichen Mitteilungen gegen die Vivisektion“, sowie als Schriftsteller und Redner hat er sich große Verdienste um die Bewegung gegen die wissenschaftliche Tierfolter erworben. In der Vorrede zu seinem neuen Buch „Wie werde ich gesund?“ bemerkt er, daß er dieses vornehmlich geschrieben habe, um den Vivisektionsgegnern zu zeigen, wie sie in Krankheitsfällen durch ein vivisektionsfreies Heilverfahren ihre Gesundheit wieder herstellen können. Wolfgang Bohn hat in seinem neuen Buch nur solche Mittel beschrieben, die man ohne quälende Tierversuche entdecken konnte und deren Herstellung ebenfalls keine Tierquälerei erfordert. Es ist Pflicht jedes Naturfreundes, Vivisektionsgegners und Vegetariers, sich rechtzeitig mit dem vivisektionsfreien Heilverfahren vertraut zu machen, damit er sich in der Zeit der Gefahr nicht blindlings der Behandlung eines vivisektionsfreundlichen Arztes anzuvertrauen braucht.

Dr. Bohn's Schrift stellt eine Erweiterung des Kneipp'schen Heilverfahrens dar unter Zusammenfassung der Wasser-, Pflanzen- und Diätkur. Ganz besonders wertvoll wird die Schrift durch die darin enthaltenen Winke für Diagnostik. Für Laien und Praktiker bedeutet das Studium des kleinen Werkes eine Erweiterung des Wissens. Es zeigt uns, daß Serumspritzen und Tierversuche ganz entbehrlich sind.

Alfred Spörr in Berlin-Steglitz.



Kleine Aufsätze und Berichte.

ooo

Internationales Kinderschutzamt.

Der erste internationale Kinderschutz-Kongress in Brüssel vom 23.—26. Juli hat, wie ich im vorigen Heft der E. R. berichtete, zur Gründung eines internationalen Kinderschutzamtes mit dem Sitz in Brüssel geführt. Man könnte fragen, ob ein solches internationales Amt nötig sei und irgend welche Bedeutung erlangen könne, da ja doch die Aufgaben des Kinderschutzes durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Staaten bedingt seien.

Es wird gewiß nicht Aufgabe des internationalen Amtes sein, in die Organisation des Kinderschutzes der verschiedenen Länder einzugreifen, um da zu uniformieren. Aber schon das wäre ersprießlich, wenn dieses Amt nichts weiter leisten würde, als die Erfahrungen zu sammeln, die man mit den verschiedenen Systemen gemacht hat, sie zu verarbeiten und Interessenten zu steter Auskunft bereit zu stellen. Dadurch würde im erhöhten Maße das in den verschiedenen Ländern Erarbeitete auch den anderen zugute kommen, die es auf ihre Verhältnisse übertragen können.

Aber es giebt doch auch Aufgaben, die einer internationalen Regelung fähig sind, ja, die eine solche gebieterisch erheischen; denn Gesetze und Einrichtungen eines Landes können auch den anderen Ländern gefährlich werden.

Es soll im Folgenden auf einige solche Aufgaben aufmerksam gemacht werden.

In den Tagesblättern der westlichen deutschen Grenzländer nicht nur, sondern auch in solchen des übrigen Deutschlands, sowie in Zeitschriften finden sich immer und immer wieder Anzeigen von Hebammen, Privat-Entbindungsanstalten und Aerzten aus Frankreich, welche der Entbindung entgegensehende Frauen und Mädchen einladen, bei ihnen „diskrete Entbindungen“ vornehmen zu lassen. Auch wenn da weiter nichts geschähe, als was Uneingeweihte zunächst annehmen, wäre die Sache vom deutschen Standpunkte aus schon bedenklich. Unsere Gesetze fordern die standesamtliche Anmeldung jedes Neugeborenen unter Angabe der Eltern oder der unehelichen Mutter, worauf, falls das Kind außerehelich geboren ist, das Vormundschaftsgericht und das Waisenamt in Tätigkeit treten zur Feststellung des Vaters, zur Festsetzung der Alimentation, zur Bestellung eines Vormundes und zur beständigen Ueberwachung des Kindes. Das alles kann — ich will zunächst gar nichts weiter sagen — kann durch solche „diskrete“ Entbindung im Auslande illusorisch gemacht werden.

Aber weiter! Es kann an einzelnen Fällen nachgewiesen werden, daß durch diese Ein-

richtungen der Kindesunterschlebung, die freilich auch sonst praktiziert wird, vielfach Vorschub geleistet wird. Daß sie durch diese ausländischen Institute sehr erleichtert wird, leuchtet ohne weitere Ausführungen sofort ein.

Es kommt nun aber noch Folgendes hinzu. Frankreich hat ein in gewisser Beziehung sozial gut wirkendes System, die „assistance publique“, bei der Kinder angemeldet und abgegeben werden können mit der Marke „père et mère inconnus“ (Vater und Mutter unbekannt). Man kann dagegen sagen, daß dieses System der Unsittlichkeit und dem Leichtsinne Vorschub leistet, weil es die Frucht unerlaubter Beziehungen den Eltern abnimmt, ohne daß irgend jemand etwas davon erfährt, und ohne den Eltern irgend welche Verpflichtungen dem Kinde gegenüber aufzuerlegen. Solche Einwände sind nicht unberechtigt; aber diese Einrichtung will in erster Linie als Mittel zur Verhütung des Kindesmordes gewertet werden und sodann doch auch als Mittel, dem französischen Volk überhaupt Kinder zu erhalten, die es so notwendig braucht.

Aber da ergiebt sich nun die, auch von manchen Franzosen beklagte, unangenehme Folge, daß diese Einrichtung auch von Ausländern benutzt wird, daß also auch deutsche Kinder von den oben genannten Entbindungsanstalten bei der assistance publique als von père et mère inconnus abgegeben und zu Franzosen erzogen werden. Wenn es auch in einzelnen Fällen ein Glück für das Kind sein mag, in einem solchen Institut einen Unterschlupf zu finden, so ist doch im Allgemeinen eine solche Abgabe deutscher Kinder an Frankreich nicht zu wünschen.

Ähnliche Verhältnisse liegen in den anderen Grenzländern, in Holland, Belgien, Luxemburg, der Schweiz, Oesterreich-Ungarn u.s.w., vor. Die Vorberatungen eines offiziell anerkannten internationalen Kinderschutzamtes können hier viel zur friedlichen Lösung beitragen.

Eine andere Frage sei an einem Einzelfall aus der Praxis erläutert (nach den mir zur Verfügung gestellten Akten des Amtsgerichts in L.).

Am 30. Oktober 1900 wurde in B. bei R. ein uneheliches Kind, Margarethe F., geboren. Sofort nach der Geburt wurde das Kind durch Bekannte in Cöln einer dort sich aufhaltenden Frau P. aus Paris übergeben, die es adoptieren zu wollen vorgab. Das Vormundschaftsgericht erfuhr die Sache, und nun beginnt eine wahre Jagd nach dem Kinde. Der überaus eifrige deutsche Richter stellt nach allen Seiten hin über alle an der Sache Beteiligten Erkundigungen an und kommt dadurch zu der Ueber-

zeugung, daß eine ordentliche Erziehung des Kindes in Paris nicht gewährleistet ist, daß es sogar sittlich gefährdet erscheint.

Der Versuch, die Eheleute P. in Paris durch den deutschen Konsul zur gutwilligen Herausgabe des Kindes zu veranlassen, scheitert an der Weigerung der Eheleute P.; die Pariser Polizei ihrerseits weigert sich einzuschreiten, wenn kein gerichtliches Urteil vorliege. — Im Jahre 1906, nach dem Tode des Ehemannes P., stellt das deutsche Amtsgericht in L. einen Beschluß aus, in welchem es die Rückgabe des Kindes fordert und die französischen Behörden um ihre Hilfe bittet. Das Kind ist unterdessen von Paris verschwunden, wird in Marseille vermutet und schließlich in Lyon gefunden. Dort wird es am Bahnhof dem deutschen Abgesandten, der es holen sollte, von der Witwe P. am Bahnhof wieder entrissen und nach Aix les Bains gebracht. Nun wird versucht, durch Einschreiten der französischen Gerichte das Kind zu erhalten. Bis zum 14. Februar 1907 konnte aber die Klage nicht erhoben werden, da der Aufenthalt der Witwe P. unbekannt war; schließlich kann die Klage eingereicht werden, und es wird ein Versäumnisurteil am 3. Mai 1907 erwirkt; aber erst im November 1908 findet die Verhandlung statt und das Gericht ordnet die Herausgabe des Kindes an. Nun aber ist auf einmal der Aufenthalt des Kindes wieder unbekannt. — Bewunderungswürdig ist die Geduld und der Eifer des deutschen Richters, der diese ganzen Jahre hindurch alle beteiligten Personen und Vereine ausfindig zu machen wußte, um durch ihre Mithilfe sein Ziel zu erreichen. Dasselbe tut er nun weiter und ermittelt das Kind schließlich in London, wohin er wieder seine Fühler ausstreckt, aber nichts erreicht. Im Jahre 1911 ist Frau P. mit dem Kinde wieder in Paris; aber trotz allen Versuchen ist die Auslieferung des Kindes nicht durchzusetzen.

Dieser Einzelfall zeigt die Notwendigkeit der internationalen Vereinbarungen, an deren Zustandekommen ein internationales Kinderschutzamt zu arbeiten haben wird.

Pfarrer Bruns in Straßburg i. E.

Der 23. Bundestag der deutschen Bodenreformer

fand vom 26.—29. September in Straßburg i. E. statt. Es war in gewisser Beziehung ein Wagnis, daß Redakteur Heil von der „Straßburger Post“ es unternahm, den Bundestag der Bodenreformer in Straßburg zu veranstalten. In Straßburg bestand keine Ortsgruppe, wenn auch einzelne Freunde der Sache und wohl auch Bundesmitglieder dort waren. Da galt es manche Wege zu tun, bis ein „Ehrenausschuß“ beisammen war, der mit seinem Namen die Sache zu tragen und zu fördern bereit war. Es kamen

die politischen Gegensätze erschwerend hinzu; und nicht soll vergessen werden, zu sagen, daß frühere Versuche, weitere Kreise für die Bodenreform durch Vorträge zu interessieren, fehlgeschlagen waren. Aber es ist dem unermüdlischen Eifer des Herrn Heil (eines ehemaligen evangelischen Pfarrers) gelungen, den Kongreß glänzend vorzubereiten. Förderlich war ihm natürlich der Umstand, daß Straßburgs Stadtverwaltung schon seit langer Zeit bodenreformerisch tätig ist und jetzt an der Verwirklichung großer bodenreformerischer Projekte arbeitet.

Die Tagung hat Arbeit geleistet. Wohl fanden auch viele Besichtigungen statt; diese aber gehörten ebenfalls zur Arbeit. Festliche Veranstaltungen beschränkten sich auf das Nötigste. Auszusetzen wäre höchstens, daß durch die offiziellen Begrüßungen am ersten Tage so viel Zeit weggenommen wurde. Es war gewiß der Sache förderlich, daß Vertreter der Regierung, der Stadt und der Kirche, sowie einer Reihe von Organisationen die Bodenreformer begrüßten und ihre Arbeit würdigten; aber der bedeutungsvolle Vortrag von Prälat Dr. Werthmann aus Freiburg i. B. über „Wohnungsnot und Sittlichkeit“ litt darunter. Der Redner ließ wohl die Hälfte aus, und eine Diskussion kam überhaupt nicht mehr zu Stande. — Es wurde weiter über „Die Entwicklung der Zuwachsteuer und ihre Bedeutung für Arbeiterschaft, Mittelstand und Industrie“, über „Realkredit und öffentliche Gewalten“, über „Beobachtungen eines Arztes und Bodenreformers in Serbien“ und über „Die Steuer nach dem gemeinen Wert“ geredet.

Diese Vorträge, die alle wertvoll waren, hier auch nur kurz zu skizzieren, würde zu weit führen. — Von den Resolutionen verdient besonders die folgende Beachtung:

„Der 23. Bundestag der deutschen Bodenreformer richtet an die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte die dringende Mahnung, bei der Anlage von Reserven in Hypotheken usw. nicht nach rein privatgeschäftlichen Rücksichten zu verfahren, sondern, nach dem Vorbilde der Landesversicherungsanstalten, auch socialhygienischen Forderungen Rechnung zu tragen. Eine sociale Versicherungsanstalt stellt sich in schroffen Widerspruch zu ihren Zwecken, wenn sie durch ihre Beleihungen die Mietskasernen fördert und die Grundrente steigert. . . .“

Für Straßburg und die Reichslande war der Kongreß eine Stärkung bodenreformerischen Strebens, das besonders in Straßburg schon erfreuliche Erfolge erzielt hat. Rein äußerlich zeigt sich der Erfolg in der Gründung einer Straßburger Ortsgruppe, deren Mitglieder-Zahl das erste Hundert überschritten hat. — Und dann war es für uns so wertvoll, den Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen und seinem begeisternden Jahresbericht zu lauschen,

der wie ein Prophet seine Lehre seit Jahren verkündigt und durch nichts müde und furchtsam gemacht werden kann: Adolf Damaschke. Solche Männer braucht unsere Zeit; und das ist unser Trost und giebt Hoffnung für die Zukunft von Volk und Vaterland, daß wir noch solche Männer haben. Pfarrer Bruns.

Adolf Wilhelm Keim †.

Am 5. September verschied in München ein Mann, der vielen von uns wohlbekannt war: Adolf Wilhelm Keim, der Erfinder der weltbekannten, nach ihm benannten Mineralfarben und Begründer der „Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren“.

Keim hat unsterbliche Verdienste um die bildende Kunst. Durch seine Erfindung ist es möglich, die Werke der Malerei allen kommenden Generationen zu erhalten.

Keim hat sich in bewundernswürdiger Weise aus eigener Kraft vom einfachen Handwerker-Gehilfen emporgearbeitet. Er wurde im Jahre 1851 geboren, erlernte das Hafner-Handwerk und studierte autodidaktisch Chemie. In den siebziger Jahren errichtete er in Augsburg ein Laboratorium für rationelle Maltechnik, das im Jahre 1881 nach München verlegt, 1882 in der Königlichen Akademie der Künste untergebracht und später der Technischen Hochschule angegliedert wurde. Unmittelbar vor seinem Tode fanden im Landtag Verhandlungen über die Verleihung des Professor-Titels an Keim statt.

Was wir hier in diesen Blättern an ihm rühmen wollen, ist aber, daß er einer der edelsten Menschen war, ein Mitkämpfer für alle unsere Ideale, ein „Kulturethiker“ im tiefsten Sinne des Wortes. Sein edles, gütiges Herz litt das Leid aller Menschen mit, und er half, wo er konnte, obwohl er selbst nichts besaß. Er war der Gründer der Münchener Abteilung der „Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ und der Münchener Loge des Guttempler-Ordens. Auch den Tierschutz und den Vegetarismus förderte er. Er hielt die Fahne des Idealismus und der lautersten, selbstlosesten Liebe hoch, bis er hinsank, zu Boden geschmettert von der Wucht des Schicksals. Von langen schweren Kämpfen zermürbt, gab er sich selbst den Tod; unvergeßlich aber bleibt er allen, die ihn kannten. Clara Ebert.

Gegen das Coupiereu der Pferdeschweife.

Die Württembergische Abteilung des „Weltbundes zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion“ hat ein 4 Quartseiten umfassendes und 5 Illustrationen enthaltendes Flugblatt herausgegeben, das die Ueberschrift „Wehrvorlage und coupierte Pferde“ trägt und sich gegen die Mode wendet, den Pferden den

größten Teil des Schweifes abzuhacken. Diese Operation, die gewöhnlich Coupiereu genannt wird, ist sehr qualvoll, da die Schweifrübe sehr empfindlich ist und man die Wunde mit einem glühenden Eisen auszubrennen pflegt, um die Blutung zu stillen. Noch schlimmer als die Operation selber sind deren Folgen; denn das Pferd wird durch das Coupiereu für das ganze Leben unfähig gemacht, sich gegen die Stechfliegen, Bremsen, Mücken usw. zu wehren. Alle Sachverständigen verurteilen das Schwanzcoupiereu als eine rohe Tierquälerei, die weder den Menschen noch den Pferden irgend welchen Vorteil bringt, aber den Wert des Pferdes sehr verringert. Nur weil manche Menschen ein Pferd mit abgehacktem Schwanz für schöner und eleganter halten als eines mit seinem natürlichen langen Schweif, wird diese ärge Tierquälerei ausgeführt.

In dem Hauptaufsatz des neuen Flugblattes, welcher der Zeitschrift des „Berliner Tierschutzvereins“: „Der Anwalt der Tiere“ entnommen ist, werden die deutsche Reichsregierung und der Reichstag ersucht, zu bestimmen, daß beim Ankauf der 40000 Kriegspferde, die jetzt infolge der Verstärkung des Heeres eingestellt werden müssen, alle coupierten Pferde zurückzuweisen sind oder aber, falls das nicht möglich ist, daß für ein Pferd mit verstümmeltem Schwanz 300–600 Mark weniger zu zahlen ist als für ein nicht coupiertes Pferd. Es wird in diesem Aufsatz darauf hingewiesen, daß im Kriege von 1870/1871 alle deutschen Kriegspferde Schweife hatten, die bis zum Sprunggelenk reichten, und daß die coupierten Pferde im Krieg erheblich weniger leistungsfähig sind als Pferde mit nicht coupiertem Schweif. Das englische Kriegsministerium hat bereits beschlossen, fortan so wenige coupierte Pferde anzukaufen wie irgend möglich und nach drei Jahren überhaupt kein coupiertes Pferd mehr zuzulassen. Wenn im deutschen Heere fortan ebenfalls nur noch Pferde mit unverstümmeltem Schweif verwendet werden, so wird dadurch das Verschwinden der grausamen Mode gewiß sehr beschleunigt werden.

Vor einigen Jahren wurde in mehreren von Tierschutzvereinen herausgegebenen Flugblättern und anderen Schriften gegen das Coupiereu der Pferdeschweife darauf hingewiesen, daß kein einziges berühmtes Werk der bildenden Kunst ein Pferd mit verstümmeltem Schwanz zeige, und daß man sich wohl schwerlich ein Denkmal vorstellen könne, das einen Helden auf einem Pferd ohne langen, vollen Schweif darstelle. In einer damals von dem Meißener Tierschutzverein veröffentlichten großen Schrift wurden Urteile bekannter bildender Künstler abgedruckt, die in scharfen Worten ihren Zorn über die Verunstaltung des schönen Pferde-

körpers ausdrücken. Bald darauf wurde jedoch in einer großen Stadt am Rhein (ich glaube: in Köln oder in Düsseldorf) ein viel gerühmtes Denkmal errichtet, das einen deutschen Kaiser auf einem Pferde mit kurzen Schwanzstummel darstellt. Und in dem neuen Flugblatt der Württembergischen Weltbund-Abteilung wird eine am Eingang des erst im Jahre 1913 in Berlin eingeweihten Stadions stehende Statue abgebildet, die einen Jüngling auf einem Pferde mit einem ekelhaft verstümmelten und engliierten Schwanz darstellt. Daran kann man erkennen, wie gering noch der Einfluß der Tierschutzvereine in Deutschland ist. In vielen Tausenden von Flugblättern wurde auf die Grausamkeit und die Häßlichkeit des Coupierens hingewiesen; viele der angesehensten Schriftsteller, bildenden Künstler, Tierärzte und Pferdekundigen veröffentlichten in diesen Schriften Proteste gegen diese abscheuliche Mode; Tausende von Zeitschriften und Tagesblättern druckten Aufsätze gegen das Coupieren nach; — und die Wirkung aller dieser Arbeit ist so gering, daß jetzt auch Denkmalskünstler es wagen können, coupierete Pferde darzustellen und daß ihre Denkmäler öffentlich aufgestellt werden können, ohne in weiten Kreisen Empörung zu erregen.

Das neue Flugblatt der Württembergischen Abteilung des Weltbundes sollte in großen Mengen verbreitet werden. Jedem Besitzer eines coupierten Pferdes sollte es gesandt werden, damit er nicht wieder durch den Ankauf eines coupierten Pferdes die Mode des Coupierens unterstützt. Magnus Schwantje.

Das schön ausgestattete Flugblatt kann durch die genannte Weltbund-Abteilung, (Geschäftsstelle: Eßlingen, Mittlere Beutau 79), und durch die „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“, Berlin W 15, Düsseldorfer Straße 23, bezogen werden. Einzelne Exemplare kosten 5 Pfennige, 20 Stück 70 Pf., 50 Stück 1,40 M., 100 Stück 2,50 M.

Förderung der Friedensbewegung durch ein Schullesebuch.

In das im k. k. österreichischen Schulbücher-verlage erschienene, vom Schulrat K. Fiedler zusammengestellte Lesebuch wurde ein Abschnitt aus dem Roman Bertha von Suttner's „Die Waffen nieder“ aufgenommen, nämlich der Abschnitt, welcher mit den Worten beginnt: „Es giebt noch Schauerlicheres als ein Schlachtfeld während des Krieges. Das ist ein solches nach einer Schlacht . . .“ Dem Lesestücke, das 97 Zeilen umfaßt, ist auch das Bildnis Bertha von Suttner's beigelegt.

Wenn die Schullesebücher, die jetzt so viele Beiträge enthalten, die in den Kindern den kriegerischen Sinn wecken sollen und ihnen eine ganz falsche, oder doch sehr einseitige Vorstellung von den Ereignissen der Vergangenheit wie von den Verhältnissen der Gegenwart beibringen, anstatt dieser Lesestücke Aufsätze über wichtige ethische Bewegungen enthielten, z. B. über die Friedensbewegung, den Tierschutz, die Bekämpfung des Alkohol- und Tabakgenusses usw., sowie Lebensbeschreibungen von Männern und Frauen, die solche Bewegungen mit heldenmütiger Opferwilligkeit und Ausdauer, unbeirrt durch alle Anfeindungen und Verspottungen, gefördert haben, so würde das vielen jungen Menschen eine mächtige Anregung zu späterem segensreichem Wirken geben. M. S.

Bekämpfung der Feder-Mode durch ein amerikanisches Zollgesetz.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist seit kurzer Zeit ein Zollgesetz in Kraft, das die Einfuhr von Federn gewisser Vogelarten verbietet. Infolge dessen werden jetzt den Einwanderinnen, die mit solchem Hutschmuck in Amerika ankommen, die Federn von den Zollbeamten abgenommen. Tageszeitungen berichten, daß das erste Opfer dieser Bestimmung eine junge Französin war, welche, ein Samthütchen mit kostbaren Reiherfedern tragend, auf dem Dampfer „Lorraine“ in New York ankam. Sie stand mit mehreren andern Passagieren am Bord und erwartete die Zollrevision, als ein Beamter auf sie zuschritt und ihr sagte: „Ich bitte Sie, mir Ihren Hut zu geben; ich muß die Federn davon abnehmen“. Sprachlos ob einer solchen Aufforderung, starrte die Dame den Beamten an und glaubte vielleicht, einen Irrsinnigen vor sich zu sehen. Als sie aber den Hut nicht sogleich abnahm, riß ihr der Zollinspektor ohne Weiteres die Federn herunter. Ebenso erging es 10—12 andern Damen; und das Schauspiel wiederholte sich, als bald darauf die „Campania“ in den Hafen einlief. Bald türmten sich die Federbüsche und Vogelbälge auf den Tischen des Zollamtes zu Bergen. Alles Jammern nutzte den Damen nichts. Es wurde ihnen aber versichert, daß sie den Federschmuck zurückerhalten würden, falls sie sich verpflichten, ihn in ihr Heimatland zurückzusenden und ihn nicht in Amerika zu tragen. — Hoffentlich werden bald auch andere Länder durch solche gesetzliche Bestimmungen eine Mode bekämpfen, der Millionen von Vögeln zum Opfer fallen, ja, die zur Ausrottung ganzer Vogelarten führt.



Offene Briefe des Herausgebers, nebst Briefen an ihn.

Ueber den Tierschutz, das Mitleid und das Wesen der Ethik. — Herrn Professor Dr. X.

Sie schreiben mir: „Sie wollen die Menschheit moralisch fördern und heben, indem Sie in den Mittelpunkt Ihrer Bestrebungen die Sorge für die Tiere stellen. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? Wie wenn man sich die Anbahnung und Förderung einer gesunden Staats- und Gemeindeverwaltung zum Ziele gesetzt hätte und dabei von der Regelung des Abfuhrwesens ausginge. Kein Zweifel, daß zu einer geordneten Gemeindeverwaltung auch die Sorge um die Abfuhr der Fäkalien gehört. Aber wenn das Abfuhrwesen in Ordnung ist, so ist noch nicht die Gewähr gegeben, daß die Gemeindeverwaltung als Ganzes besonders mustergiltig sei. Und ganz ebenso geht es mit Ihrer ethischen Bestrebung.“

Antwort: Daß die freundliche Behandlung der Tiere allein schon eine „Gewähr“ dafür bieten würde, daß alle Schäden unserer Kultur verschwinden, habe ich nie behauptet; im Gegenteil: gerade ich habe so oft wie vielleicht kein anderer darauf hingewiesen, daß wir die Gesittung nur dann dauernd bessern können, wenn wir gleichzeitig gegen alle moralischen Uebel kämpfen, weil alle diese Uebel mit einander ursächlich zusammenhängen. Wohl aber behaupte ich, daß die Besserung des Verhaltens des Menschen gegen die Tiere die dringendste Aufgabe unserer Zeit ist. In zahlreichen Schriften habe ich diese Behauptung eingehend begründet (in der Ethischen Rundschau besonders in den Aufsätzen „Die ethische Bedeutung unserer Anschauungen von den Tieren“ [in Heft I/1] und „Ueber radikale Ethik“ [in Heft II/1], ferner in der Broschüre „Die Beziehungen der Tierschutzbewegung zu andern ethischen Bestrebungen“).

Ihr Vergleich der Tierquälerei mit dem ekelhaftesten Schmutz ist zutreffend; die heutige Behandlung der Tiere ist wahrhaftig eine zum Himmel stinkende Schande. Ihr Vergleich der gesamten Tierschutzbestrebungen mit der Abfuhr der Fäkalien hinkt aber sehr. Die Frage, durch welche Mittel die Schmutzstoffe am besten aus den Wohnorten der Menschen entfernt werden können, ist eine rein technische Frage. Die Frage, wie der Mensch sich gegen die Tiere verhalten soll und wie der Tierschutz praktisch durchzuführen ist, führt dagegen vor viele der schwierigsten Probleme der Ethik, der Religionswissenschaft, der Psychologie, der Kulturgeschichte, der Rechtswissenschaft, der Medizin und der Physiologie, der Zoologie und anderer Wissenschaften; und die Beantwortung dieser Frage beeinflußt tief unsere gesamte Weltanschauung, möge diese eine christliche oder eine heidnische, eine materialistische oder eine spiritualistische usw. sein. Die Verbesserung des Abfuhrwesens beeinflußt gar nicht das sittliche Verhalten der Menschen. Die Anerkennung der Rechte der Tiere muß dagegen zu einer segensreichen Umgestaltung unserer ganzen Lebensweise führen. Lesen Sie die Schriften der „Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen“ und einen Jahrgang der „Ethischen Rundschau“; dann muß Ihnen der Zusammenhang des Tierschutzes mit den wichtigsten anderen Bestrebungen und mit vielen schwierigen wissenschaftlichen Fragen schon klar werden. Die Sorge um das Abfuhrwesen kann unter normalen Verhältnissen getrost den Ingenieuren und den Gemeindeverwaltungen überlassen werden. Jede neue Erfindung zur Verbesserung des Abfuhrwesens bringt dem Erfinder so großen Gewinn, daß die Ingenieure und die sonstigen Erfinder gewiß stets eifrig auf die Verbesserung der Abfuhr-Einrichtungen bedacht sein werden und die übrige Menschheit sich nur wenig darum zu kümmern braucht. Nur wenn sich herausstellt, daß an einem Orte die Abfuhr schlechter besorgt wird als in anderen Gemeinden von etwa der selben Größe, oder wenn es bekannt wird, daß eine vorgeschlagene Verbesserung des Abfuhrwesens, trotzdem sie durchführbar ist, aus irgend welchen Gründen

ooo

nicht durchgeführt wird, nur dann haben auch die übrigen Bürger Veranlassung, ihren Einfluß auf die Fachleute auszuüben, um bessere Einrichtungen zu erlangen. Die Frage des Tierschutzes dagegen geht jeden Menschen ohne Ausnahme an. Jeder Mensch benutzt die Dienste der Tiere und ist daher mit verantwortlich für das Wohl dieser Tiere. Jeder Mensch muß ernstlich darüber nachdenken, wie weit er in der Ausnützung der Tiere gehen darf, z. B. darüber, ob er zum Fleischessen, zur Benutzung von Heilmitteln, die durch Tierquälerei gewonnen werden, berechtigt ist usw. Jeder Erzieher muß sich Klarheit darüber verschaffen, was er seinem Zögling über die Pflichten des Menschen gegen die Tiere zu lehren hat. U. s. w.

Den Tierschutz mit der Abfuhr der Schmutzstoffe und ähnlichen rein praktischen Aufgaben zu vergleichen, ist aus allen diesen Gründen ganz verkehrt.

Sie fahren fort: „Es giebt Leute, die ihre Hunde mit Cakes und Schabefleisch füttern und sie auf warmen Federbetten unter seidene Decken schlafen lassen. Und diese Leute stimmen mit nüchternem Blute in einer Reichsversicherungsordnung für eine schandbar verstümmelte Pflege der Wöchnerinnen.“

Antwort: Daß Männer, welche im Reichstag für die ungenügenden Bestimmungen über die Verpflegung der Wöchnerinnen gestimmt haben, ihre Hunde mit übergroßer Zärtlichkeit behandeln, halte ich für eine ganz unbegründete Vermutung, solange sie nicht die Namen dieser Abgeordneten nennen und Ihre Beschuldigung begründen. Aber auch wenn Sie Ihre Behauptung beweisen könnten, wäre es doch erstaunlich, daraus zu folgern, daß der Tierschutz keinen großen moralischen Einfluß auf die Menschheit ausübe. Was würden Sie sagen, wenn man auf Ihre Aufsätze über die Erziehungsreform antwortete: „Die Erziehungsreform sei moralisch unwichtig, denn es gebe Leute, die ihre Kinder mit Schokolade und Zuckerwaren vollstopfen und sie vor jedem kalten Luftzug behüten, aber ihre Diensthofen hungern und frieren lassen.“ So fern wie es den Erziehungsreformen liegt, die Kinder zu verweichlichen, so fern liegt es den Tierschützern, zu verlangen, daß Hunde mit Cakes gefüttert werden und unter seidene Decken schlafen. Und so wenig wie die Bedeutung der Erziehungsreform bestritten werden darf, wenn man unter ihren Freunden auch einige ungerechte oder rohe Menschen finden sollte, so wenig darf man den Tierschutz geringschätzen, wenn man einige Tierschützer ungerecht oder roh gegen Menschen handeln sieht.

Sie schreiben weiter: „Ich habe mich sehr über Ihre Kontroverse mit Dr. . . . über die Jagd gefreut und stehe da vollständig auf dem selben Standpunkt wie Sie; man kann gegen die Rohheit des Jagdvergnügens, wenn es sportsmäßig betrieben wird, kaum scharf genug vorgehen. Also Sie sehen: ich harmoniere in besonderen Forderungen und Wünschen durchaus und sehr weitgehend mit Ihnen; aber Ihr Standpunkt scheint mir nicht der richtige und der besonders wirkungsvolle zu sein für Ihre weitergehenden Wünsche und Ziele. Diese halte ich aber für so wichtig, daß ich ihre Erreichung möglichst wenig gefährdet sehen möchte und deshalb es vor allen Dingen für wünschenswert halte, keinen falschen Ausgangspunkt, keinen zu niedrig angenommenen Mittelpunkt zu setzen. — Es hängt auf das engste mit Ihrer allgemeinen Stellungnahme zusammen, daß Sie in der ostentativsten Weise die Begründung der Ethik auf das Mitleid, wie sie Schopenhauer ausgeführt und Richard Wagner ihr zugestimmt hat, an die Spitze stellen. Die Begründung der ethischen Forderungen in einer möglichst unanfechtbaren und fruchtbarsten Weise durchzuführen, ist eine meiner wissenschaftlichen Haupt- und Lieblingsaufgaben, und ich bin anmaßend genug, nicht etwa zu glauben, daß ich da positiv das Unzweifelhafte gefunden habe, wohl aber,

daß mir, wie nicht allzuvielen, ein Urteil über die geschichtlichen Erscheinungen in der Theorie der Ethik zusteht. Und von diesem Standpunkt muß ich es aussprechen, daß kaum jemals ein tüchtiger Ausgangspunkt für die Begründung der Ethik angenommen worden ist als das Mitleid, und zwar aus einem doppelten Grunde: einem nach rückwärts und einem nach vorwärts gelegenen. Nach rückwärts, sollte ich meinen, wäre es mit Händen zu greifen, daß Ethik viel älter ist als Mitleid. Mitleid denkt gar nicht daran, eine ursprüngliche Anlage der menschlichen Natur zu sein, sondern ist ein Kulturergebnis, das erst sehr spät auftritt. Sowie aber nur zwei Menschen mit einander leben wollen und sollen, brauchen sie Ethik. Wo ist bei irgend einem Naturvolke von wirklichen Mitleidsgefühlen die Rede? Die kennen sie gar nicht! Denken Sie mal an die Auffassung und Behandlung des weiblichen Geschlechtes! Mitleid ist ein Gefühl, das erst in dem zivilisierten Menschen aufkommt. Und eine so späte Frucht der Kulturentwicklung zur Grundlage der Ethik zu machen, ist ungefähr das Selbe, wie wenn man den Automotormotor zum Ausgangspunkt für mechanische Hilfsmittel, wie Schrauben, Hebel usw., machen würde."

Antwort: Sie scheinen, wie ich auch nach Aufsätzen von Ihnen annehme, jede Handlung, die der menschlichen Gesellschaft nützlich ist, ethisch zu nennen; ich nenne nur diejenigen Willensregungen und Handlungen ethisch, deren Triebfeder das Mitleid ist. Sie beurteilen die Handlung nach ihrer Wirkung, ich nach der Gesinnung, aus der sie erfolgt. Ich nenne also auch eine nützliche Handlung ethisch gleichgültig, wenn sie aus egoistischen Motiven geschieht. Daß meine und nicht Ihre Anschauung vom Wesen der Ethik richtig ist, zeigt sich schon darin, daß eine unheilbringende Handlung keinen sittlichen Widerwillen in uns erregt, wenn wir wissen, daß der Handelnde sich vom Mitleid leiten ließ, daß er Anderen, nicht sich selber, Nutzen bringen wollte und sich nur in der Wahl der Mittel irrte. Freilich, wenn eine unheilbringende Handlung von Mangel an Nachdenken über die Wirkung der Handlung zeugte, so wird die Leichtfertigkeit des Handelnden von uns auch ethisch mißbilligt; aber nur weil wir wissen, daß, wenn das Mitleid größer gewesen wäre, der Mensch auch die Folgen seiner Handlung genauer überdacht, die Mittel zur Erreichung seines Zweckes sorgfältiger ausgewählt hätte. — Wenn Mitleid wirklich nur bei zivilisierten Menschen vorkäme, so würde eben auch die Ethik nur bei zivilisierten Menschen zu finden sein. Die Voraussetzung dieses Satzes ist aber grundfalsch. Das Mitleid kommt auch bei Naturvölkern, und sogar bei Tieren vor. Es ist erstaunlich, daß ein Gelehrter mit Ihren Kenntnissen das bestreiten kann. Jeder nicht in Dogmen befangene Tierpsychologe erkennt an, daß viele Tiere großes Mitleid nicht nur mit ihren Artgenossen, sondern auch mit anderen Tieren und mit Menschen zeigen. Manche Naturvölker sind mitleidiger als die Weißen. Von den zahlreichen Werken über das Mitleid bei Tieren und bei Naturvölkern empfehle ich Ihnen besonders das Buch des Fürsten Kropotkin über „Gegenseitige Hilfe“. — „Wenn zwei Menschen mit einander leben wollen“, weil sie einander Gutes erweisen wollen, so beruht ihr Beisammensein auf einem ethischen Bedürfnis. Wenn sie aber mit einander leben wollen, weil der eine durch den anderen nur sich selber Vorteil verschaffen will, so hat ihr Verhältnis keine ethische Bedeutung. Und wenn sie bereit sind, einander unberechtigter Weise Schaden zuzufügen, um sich selber Vorteil zu verschaffen, so ist ihr Verhältnis ethisch zu verurteilen. Nur nach der Gesinnung, den Motiven, den Absichten, nicht nach den Wirkungen sind die Handlungen ethisch zu beurteilen.

Sie schreiben weiter: „Das Mitleid ist aber auch mit Rücksicht auf die Wirkung, also auf das Nachkommende, als Grundlage der Ethik absolut unbrauchbar; denn wenn man es als solche Grundlage annimmt, dann führt es zu der gottverdammten Wehleidigkeitsethik, die uns

körperlich und geistig versumpft und um jede rüstige und frische Tatkraft bringt.“

Antwort: Was man mit dem üblen Wort „Wehleidigkeit“ zu bezeichnen pflegt: die Unfähigkeit, leidende Wesen anzusehen, um ihnen zu helfen, ist die Folge eines Mangels an Mitleid. Das an Beispielen zu zeigen, ist hier wegen Mangels an Raum nicht möglich.

Einige andere Stellen Ihres Briefes brauche ich hier nicht abzudrucken, da sie schon durch die vorstehenden Erwidern beantwortet sind, oder nur Ansichten aussprechen, denen ich zustimme.

Am Schluß Ihres Briefes schreiben Sie: „Sie sehen also, daß ich mit Ihren Zielpunkten im Wesentlichen einverstanden bin, in den Ausgangspunkten und in den Wegen aber so weit von Ihnen abweichend, wie es nur irgend möglich ist. Hoffentlich nehmen Sie mir meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich konnte Ihre Zusendungen nicht unbeantwortet lassen und wollte die in Ihren Werbeblättern enthaltene Aufforderung zur Mitarbeit nicht bloß ablehnen, sondern Ihnen auch sagen, wie ich Ihnen gegenüberstehe. Das wird wohl so ungefähr durch das hier Mitgeteilte erreicht sein. Also mit durchaus freundschaftlicher Begrüßung usw.“

Ich kann doch nur dankbar sein, wenn ein angesehenere und viel beschäftigter Schriftsteller mir so eingehend seine Meinung über meine Schriften sagt. Die Ausführlichkeit Ihrer Antwort läßt mich annehmen, daß Sie manches in den Schriften meines Vereins gefunden haben, was Ihr lebhaftes Interesse erregte. Ich habe ja auch nur deshalb Ihnen diese Schriften gesandt, weil ich in einigen Ihrer Aufsätze Ausführungen fand, die mich vermuten ließen, daß Sie zur Mitarbeit wenigstens an einigen meiner Bestrebungen angeregt werden könnten. Ich hoffe auch, daß Sie mir meine rückhaltlose Meinungsäußerung nicht übel nehmen werden, und daß Sie in Zukunft durch Ihre schriftstellerische Tätigkeit auch Bestrebungen zum Schutze der Tiere, insbesondere die ungemein wichtigen Arbeiten zur Beseitigung der Jagdgreuel, fördern werden. Im Voraus danke ich Ihnen für jede Mitarbeit. M. S.

Biologie und Ethik.

Erwidern auf die Kritik eines Buches.

In Heft 7—8 dieser Zeitschrift steht eine von Willibald Kirsten verfaßte Besprechung meines Buches „Die Wissenschaft vom Leben“. Wenn der Herr Rezensent auch das Studium des Buches empfehlen zu können glaubt, so wird er doch viele durch seine Behauptung der völligen Unzulänglichkeit meines Buches auf dem Gebiete der Philosophie abgeschreckt haben. Ich bin mir nun bewußt, durch meine Orientierung der philosophischen Fragen an dem großen Problem des Lebens in vielen Punkten völlig neue Wege gegangen zu sein. Ich habe mich aber nicht etwa ohne gründliche Kenntnis der Philosophie in Gegensatz zu manchen verbreiteten Anschauungen der Philosophen gesetzt. Den Vorwurf, philosophisch ungeschult zu sein, muß ich deshalb auf das entschiedenste zurückweisen.

Wenn der Herr Rezensent der Meinung ist, daß der Entwicklungsgedanke für die Philosophie nichtig und bedeutungslos ist, so kann man diese Anschauung ja vertreten, darf aber einem, der den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, nicht von vornherein das Prädikat Philosoph absprechen. Sonst darf man auch einen der hervorragendsten gegenwärtigen Philosophen, Henri Bergson, mit dem ich sehr viele Berührungspunkte habe, nicht als Philosophen bezeichnen. Denn auch er baut auf der Biologie und auf dem Entwicklungsgedanken auf. Uebrigens leugnet er auch die Apriorität der Zeit. In meiner Auffassung des Erkenntnisproblems, die ich mir nach gründlichem Studium auch der Kant'schen Erkenntnistheorie erworben habe, und die in der Anschauung gipfelt, daß die Erkenntnisgesetze bestimmt sind durch die Bedürfnisse des Lebens, stehe ich nicht isoliert da; verwandte Anschauungen vertreten Bergson, James,

Jerusalem u. a. — Ich halte es auch für einen Irrtum des Herrn Rezensenten, wenn er meint, daß meine Auffassung der Moral nicht zur Forderung des Tierschutzes führen könne. Gerade das Gegenteil ist wahr: Zu den tiefsten Trieben und Instinkten des Menschen, zu seiner ureigensten Natur, die nach meiner Ueberzeugung bestimmend für unser sittliches Handeln sein muß, gehört auch das Mitleid; das ist eine biologisch-psychologische Tatsache.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich noch hinzufügen, daß ich die entgegengesetzten Anschauungen des Herrn Kirsten durchaus für einen philosophisch möglichen Standpunkt halte; welcher Standpunkt richtig ist, das wird die Zukunft entscheiden. Nur dagegen wollte ich mich wehren, daß mein Standpunkt überhaupt nicht philosophisch sei. Dr. Paul Flaskämper.

Antwort des Kritikers.

Ich finde es sehr verwunderlich, daß Herr Dr. Flaskämper meine streng sachlichen und ausführlich begründeten Einwendungen gegen seine Angriffe auf Kant in der obigen Erwiderung mit keinem Worte zu widerlegen versucht. Er behauptet nur, daß er die Philosophie gründlich studiert habe, und nennt einige philosophische Schriftsteller, deren Ansichten mit den seinigens übereinstimmen. Ich kann aber auch diese Schriftsteller nicht als Philosophen anerkennen und denke, daß man auf die Kritik eines philosophischen Buches nur mit Gründen, nicht mit der Berufung auf Autoritäten entgegen sollte.

Willibald Kirsten.

Schluß-Wort des Herausgebers.

Meiner Ansicht nach darf man einem Kritiker, der auf dem Standpunkt Kant's und Schopenhauer's steht, nicht das Recht bestreiten, einem Schriftsteller, der dem „Entwicklungsgedanken“ eine so große Bedeutung für die Philosophie beilegt, wie Herr Dr. Flaskämper es tut, der ferner die Moral rein biologisch erklären will und der die Apriorität der Zeit leugnet, „das Prädikat eines Philosophen abzusprechen“. Wenn die Anschauungen zweier Menschen über das Wesen und den Zweck der Philosophie so weit von einander abweichen, wie die der Herren Flaskämper und Kirsten, so ist eine Verständigung in philosophischen Fragen unmöglich; und man darf dann von keinem der beiden verlangen, daß er den Standpunkt des anderen als einen philosophisch zu begründenden anerkenne. Gegen den James'schen Pragmatismus, auf den Herr Dr. Flaskämper in seiner Erwiderung hinweist, wird die „Ethische Rundschau“ vielleicht später einen Aufsatz veröffentlichen. Daß Herr Kirsten das Buch des Herrn Flaskämper durchaus unbefangenen und wohlwollend geprüft hat, geht daraus hervor, daß er es als das „bei Weitem beste“ der ihm bekannten neueren biologischen Werke empfohlen und nur die philosophischen Betrachtungen des Verfassers ungünstig beurteilt hat. M. S.

Reiherfeder-Schmuck beim Militär. Ein Hauptmann in Berlin schreibt mir unter Hinweis auf den Aufsatz „Tragt keine Reiherfedern!“ von Richard Feldhaus in Heft 7—8:

„Was den groben Unfug mit den Reiherfedern als Putz der Hüte von Frau Venus anbelangt, so möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß auch ihr unzertrennlicher Gefährte Mars diese Unsitte mitmacht. Die Helme der preussischen Generale und die Tschakos der Offiziere gewisser Husaren-Regimenter werden durch Reiherfedern-Büsche ‚geziert‘. Der bayerische General begnügt sich dagegen mit ‚Hahnenfedern‘. Vielleicht weisen Sie darauf hin und schlagen als Ersatz die Hahnen- oder die Kapaunenfedern vor!“

Diese Mitteilung ist sehr interessant. Ich werde jedoch niemals Hühnerfedern als Ersatz der Reiherfedern empfehlen, sondern für die gänzliche Beseitigung der Mode, sich mit Federn oder Haaren von Tieren zu schmücken, kämpfen. Einige der Gründe, aus denen ich jeden Federschmuck verwerfe, habe ich schon in einer Fuß-Notiz zu dem Aufsatz von Feldhaus angegeben. Es

ist auch ein barbarischer Geschmack, die Verzierung eines Menschenhauptes mit Vogelfedern oder Roßhaar-Büscheln schön zu finden. Ein altes Sprichwort sagt: „Niemand schmücke sich mit fremden Federn“. Da aber der Mensch sich nicht mit eigenen Federn schmücken kann, muß er halt auf Federschmuck verzichten. M. S.

Die katholischen Geistlichen und die Friedensbewegung. — Eine Antwort von Dr. Josef Müller auf den unter den „Offenen Briefen“ in Heft 7—8 veröffentlichten Aufsatz von Pfarrer H. Francke kann wegen Mangels an Raum erst in Heft 11 abgedruckt werden.

Strafprozeß gegen Dr. med. Spöhr. Wie die Leser der Ethischen Rundschau aus der in Heft II/6 veröffentlichten Besprechung einer Schrift von Dr. H. Böing wissen, erkrankten im Jahre 1912 in Frankfurt am Main mehrere Personen an Pocken, darunter auch der Impfgegner Dr. med. Spöhr, der zwei der Pockenkranken behandelt hatte. Dr. Spöhr wurde darauf der fahrlässigen Tötung und der Uebertretung des Seuchengesetzes angeklagt. Die Strafkammer verurteilte ihn nur wegen des zuletzt genannten Vergehens zu 300 Mark Geldstrafe. Der Staatsanwalt legte gegen dieses Urteil Berufung ein. Vielleicht wird die „Ethische Rundschau“ eingehend über diesen Prozeß berichten, wenn die Berufungsinstanz ihr Urteil gefällt hat. Vorläufig erhalten die Leser der E.R. zusammen mit diesem Heft die „Die Impffrage“, 1913, Nr. 50, die den sehr lesenswerten Aufsatz „Tatsachen aus dem Spöhr-Prozess“ enthält, in welchem Dr. med. E. Schlüter in Hamburg eine Reihe von Behauptungen des Professors Dr. B. Fischer über die Frankfurter Pockenepidemie widerlegt.

Okkultistische Schriften. Der bekannte Verlag okkultistischer Schriften Max Altmann in Leipzig läßt dem größten Teil der Auflage dieses Heftes einen Prospekt beilegen. Ich glaube, daß viele Leser der E.R. manche interessante Schriften darin finden werden. Besonders mache ich sie auf die grundlegenden Bücher über das Od und den Magnetismus von Dr. Freiherrn von Reichenbach und die Schriften anderer Autoren über die Lehren Reichenbachs aufmerksam. M. S.

Fräulein Gertrud Huber bitte ich, mir ihre jetzige Adresse anzugeben, da ihre Freundin in Sankt-Petersburg ihr einen Brief schreiben will. — Leser der „Ethischen Rundschau“, welche Fräulein Huber nach ihrer Reise von Berlin oder Wiesbaden gesehen haben, bitte ich, mir ihren damaligen Wohnort mitzuteilen. M. S.

Fleisch oder Fleisch-Ersatz?

Wenn man beim Uebergang von der fleischhaltigen zur fleischlosen Kost eine scheinbare Zunahme der Beschwerden beobachtet, so liegt das daran, daß der Uebergang zu plötzlich vollzogen wird. Ein Organismus, dem jahrzehntelang Fleisch zugeführt worden ist, kann sich eben nicht plötzlich auf eine ganz veränderte Lebensweise einstellen, ohne eine Revolution durchzumachen.

Auch das seelische Moment ist dabei von nicht geringer Bedeutung. Nun hat die Firma Kiel in Oranienburg in ihrem Fleisch-Ersatz „Gesunde Kraft“ Erzeugnisse hergestellt, die geeignet sind, nicht nur die Uebergangszeit zu erleichtern, sondern auch den verwöhntesten Gaumen zu befriedigen. Diese Nahrungsmittel sind nur aus Pflanzenstoffen hergestellt und können zu allen möglichen fleischähnlichen Gerichten verarbeitet werden. Sogar im Geschmack sind sie dem Fleisch täuschend ähnlich. So gibt es eine vegetarische Wurst, die ein gutes Ersatzmittel für Leberwurst darstellt, ebenso eine feine Trüffel-Leberwurst. Alles in allem sind die Kielschen Erzeugnisse allen Vegetariern angelegentlichst zu empfehlen.

Dr. med. von Oiste, Berlin.

(Aus der „Homöopathischen Rundschau“.)

Proben und Druckschriften wolle man, wo Verkaufsstellen noch fehlen, vom Erfinder beziehen. Näheres siehe in der Anzeige auf der 4. Umschlagseite dieses Heftes.

Alle Freunde ethischer Bestrebungen

werden herzlich gebeten, sich der
Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen,
Berlin W. 15, Düsseldorfer Straße 23,
anzuschließen. — Probesammlung von Flugschriften kostenfrei.

Der Mitglieds-Beitrag ist mindestens 5 Mark jährlich. Alle Mitglieder erhalten die **Ethische Rundschau** und **zahlreiche andere Schriften**, die in unserm Schriftenverzeichnis angegeben werden.

Wichtig! Wer in den letzten 10 Wochen dieses Jahres beiträgt, braucht für dieses Jahr nur 3 Mark zu zahlen, erhält aber für diesen Betrag den **vollständigen Jahrgang 1913 der Ethischen Rundschau und andere Schriften**. Diese Beitrags-Ermäßigung können wir jedoch nur gewähren, wenn das neue Mitglied sich verpflichtet, mindestens auch im nächsten Jahre unserer Gesellschaft anzugehören und dann den vollen Beitrag von 5 Mark zu zahlen.

Diejenigen Freunde, welche in diesem Jahre ihren Beitritt für das Jahr 1914 anmelden, erhalten **kostenfrei die 3 letzten Hefte des Jahrgangs 1913 der Ethischen Rundschau und mehrere Broschüren und Flugblätter**. Der erste Beitrag ist dann erst im Januar 1914 fällig.

Unsere Mitglieder bitten wir, allen ihnen bekannten Gesinnungsgenossen, die noch nicht Mitglieder unserer Gesellschaft sind, auf diese günstigen Angebote hinzuweisen und sie dringend um Beitritt zu ersuchen.

Flugschriften und Probehefte der Ethischen Rundschau senden wir Mitgliedern kostenfrei in großer Menge zur Erleichterung der Werbearbeit.

**Für Pädagogen, Eltern, Erzieher,
Studierende.**

Psychologische Gutachten, Charakteranalysen.

Schädelmessungen

mit dem Plastometer von R. Burger-Villingen, Berlin, werden gewissenhaft und streng sachlich ausgeführt von

Alfred Spörr, Psychologe und
Dietetiker, : :
Berlin-Steglitz, Schützenstr. 16 (beim Wannseebahnhof).

Sprechstunden: 2-7 Uhr, Sonntags 10-1 Uhr, Montags
keine Sprechstunde.

Anmeldungen zu Unterrichtskursen in der Gesichtsausdruckskunde werden jederzeit angenommen. Nähere Auskunft von obiger Adresse. Für Beurteilungen nach der Photographie ist ein Profilbild und eine Vorderansicht nötig.
Beste Referenzen und Dankschreiben!

Wer leiht mir

ca. 4000-5000 Mk. gegen gute Sicherheit bei pünktlicher Zinszahlung, um solides, gewinnbringendes Geschäft zu machen? Bei voraussichtlich baldigem Erfolg große Extra-Vergütung, event. auch Gelegenheit zu geschäftlicher Beteiligung. Vermittlung und Angebot von Geldgeschäften verboten. Angebote unter „Solide“ an die Expedition dieser Zeitschrift.

Die „Theosophische Kultur“



Organ der Internationalen Theosophischen Verbrüderung, wurde zur Förderung des religiösen und sozialen Friedens in der Welt gegründet, um der allgemeinen

Menschenverbrüderung in Staat, Gemeinde und Familie die Wege zu ebnen und den sozialen Reformen

an der Schwelle des neuen Zeitalters Kraft, Ziel und Richtung zu geben. Die „Theosophische Kultur“ wird von den Gebildeten aller Stände und Berufe gelesen. Sie klärt den Verstand, erbaut und vertieft das Gemüt und verkündet allen Menschen jene erhabene, mystische Weltanschauung, welche seit Urzeiten das gemeinsame Eigentum von Geheimorden gewesen ist.

Ein Probeabonnement eines halben Jahrganges zum Preise von 3,— M. wird Sie sehr befriedigen und zum ständigen Leser machen. Verlangen Sie einige Probehefte zur Durchsicht kostenlos vom Verlage der „Theosophischen Kultur“, Leipzig, Blumengasse 12, I.

„Marke Sattler“

ist die Bürgschaft für Naturreinheit und Vollwertigkeit von folgenden Erzeugnissen:

Sahnige Ruchbutter für die Tafel (pflanzl. Margarine), völlig frei von Konservierungsmitteln oder tierischen Stoffen, ungesalzen, wasserfrei, höchst ausgiebig, lange haltbar. 1 Pfd. 0,90, 3 Pfd.-Dose 2,55, 9 Pfd.-Dose 7,40 (postfrei).

Sahniges Ruchfett, reines Ruchprodukt, zartes blendend-weißes, wasserfreies, für alle Küchenzwecke unübertroffenes Erzeugnis. 1 Pfd. 0,80, 3 Pfd.-Dose 2,25, 9 Pfd.-Dose 6,75 (postfrei).

Haselnuß-, Walnuß-, Mandelcremebutter
 1,30 1,20 1,60 die Pfd.-Dose.

Fruchtnußpasten, delikat, nahrhaft. Dattel und Ruch 0,40, Feige und Ruch 0,40, Bananen und Ruch 0,40, Bananen, Dattel, Feige und Ruch 0,50 der 1/2 Pfd.-Karton.

Naturreine Fruchtäfte, Marmeladen, Danksfrüchte in reicher Auswahl lt. besonderer Liste.

Pflanzlicher Fleisch-Essig (Bratenmasse) unerreicht an Schmadhaftigkeit und Nährwert. 1 Pfd. 0,75, 3 Pfd. 2,10, 10 Pfd. 6,50 (postfrei).

Alkoholfreie, unverg. Obst- u. Taubenäfte, hochwertige, ideale Erfrischung- u. Kräftigungsmittel: Apfel, Riesling, Rot, Burgunder
 0,90 1,30 1,30 2,— die 1/4 Fl.
 0,50 0,75 0,75 1,10 die 1/2 Fl.
 10/1 Fl. frachtfrei 2 1/2 Fl. fracht- u. verpackungsfrei.

Jamaica-Dauerbananen, eine Auslese der herrlichen Tropenfrucht. 1 Pfd. 0,60, 10 Pfd.-Postpaket 5,25 (postfrei).

Unpolierter Vollreis, erstklassiges, besonders ausgiebiges Erzeugnis. 1 Pfd. 0,32, 10 Pfd. Postlad 3,— (postfrei).

Nährkaffee, Bananentacao, Rohrzucker, Gesundheitsstees usw.

Reformhaus Ulm a. D. 10, Hugo Sattler.

Hauptkatalog auch über poröse Wäsche u. Oberbekleidung, Reform-Schuhwerk und alle anderen Artikel neuzeitlicher Gesundheitspflege auf Wunsch umsonst.

Besonders preiswert!

„Vegeta“-Bananen (Edelfrucht)

getrocknet, naturrein

Pfund nur **50 Pf.** (Porto extra)

Gesamtpreislisten, event. andere Kostproben umsonst!
 Ia frische Para-Nüsse sind am Lager.

Makowski & Reinhold, Charlottenburg C,
 Knesebeckstrasse 32
 Fernsprecher: Steinplatz 8212.

Bilz-Stoffe sind großartig schön

und allen anderen, die ich bisher zu Gesicht bekommen, entschieden vorzuziehen . . .



schrrieb kürzlich Bahnsekr. K., Saarbrücken, und beweisen die täglich eingehenden, oft begeisterten Anerkennungen, daß es in der Tat kein besseres poröses Stoffzeugnis giebt. — Die neue Kollektion bietet in unübertroffener Reichhaltigkeit Stoffe für alle Zwecke und in allen Preislagen.

Poröse Anzugstoffe, Überzieher-, Hosen-, Gehröckstoffe, Damen-treue, Kostüm- u. Jackenkleiderstoffe, Pass. poröse Futter u. Rosshaar. Spezialität: Poröse wasserdichte Schafwoll-Lodenstoffe. . . Sämtliche Stoffe aus verbürgt reiner Schafwolle.

„Sonnenwäsche“, die vollkommenste nach dem Prinzip der gewebten Unterbekleidung für Herren, Damen und Kinder; auch Stückware. — — — — Prachtkatalog erschienen. Eho Sie anderweitig kaufen, verlangen Sie in Ihrem eigenen Interesse Muster (Rückporto liegt bei) vom alleinigen Fabrikanten

Direkter Versand jeden Maßes an Private.
 Mitglieder der Gesellschaft: z. F. d. Tier-schutztes u. v. B. erhalten vertragsmäßig 5-10% Nachlass (siehe die Notizen in den Heften 3 und 6).

Deutsche hygienische Tuchindustrie Joh. Wilh. Busse, Nördlingen (Bayern) 10.